
Das ufer
Lesen Sie in dieser Nummer:
Prämie auf Titos Kopf
Göring aus der Nähe erlebt
Mutter Knifke - Porträt einer Berliner Destilleninhaberin
Pariser Modebericht - Die Modelle im Herbst 1948
7
DAS illustrierte MAGAZIN

EUROPA GUTE NACHT!

„Europa ist zuletzt ein Weib: und die Fabel lehrt, daß so ein Weib sich unter Umständen von gewissen Tieren fortschleppen läßt. Ehemals, zur Zeit der Griechen, war es ein Stier. Heute — der Himmel behüte mich, das Tier zu nennen . . ." Friedrich Nietzsche.

Die jungen Frauen auf unserem Titelbild leben in einer kleinen europäischen Hauptstadt. Niemand käme auf den Gedanken, sie in Minsk oder Charkow zu suchen. Sie zeigen das gepflegte Antlitz unserer westlichen Welt, die sich der Bewahrung der Freiheit des einzelnen rühmen, aber die gelegentlich auch den Hauch ihrer beginnenden Dekadenz nicht verleugnen kann. Über der schon unerträglich gewordenen Tagespolemik gegen die sowjetrussische Diktatur wird allzuleicht vergessen, daß sie sich mit der Jungfräulichkeit östlicher Völker, ihrer Primitivität, ihrem unverdorbenen Instinkt verbündete. Das restliche Abendland hätte dem ungeachtet gar keinen Grund, sich unterlegen zu fühlen, wenn es sich seiner aus Tradition und Kultur gewachsenen Kräfte bewußt würde. Aber eben am Verstand mangelt es ganz entschieden!

Ein sehr schlechter Sommer liegt hinter uns. Die UN-Vollversammlung in Paris steht unter ungünstigen Aspekten. Die Rückschritte zu einem Kriegszustand sind größer als die Fortschritte zu einem wirklichen Frieden. Wir schreiben 1948. Von den 48 Jahren seit der Jahrhundertwende waren nur 9 wirkliche Friedensjahre, in den 39 anderen wurde irgendwo in der Welt Krieg geführt. Angefangen vom Burenkrieg, dem russisch-japanischen Krieg, den drei Balkankriegen bis zum ersten Weltkrieg. Aber danach auch keine Ruhe: Englisch-afghanischer, griechisch-türkischer Krieg, russisch-polnischer Konflikt und bald darauf Kampf gegen die Rifkabylen, im Gran-Chako, später der Krieg zwischen Bolivien und Paraguay, der ewige Krieg zwischen Japan und China, Abessinien und Spanien — und danach kopfüber in den zweiten Weltkrieg! An dessen Ende fielen die ersten Atombomben. Wer hätte nun schon den Eindruck gewonnen, daß der Krieg mehr als der Vater allen Elends und wirklich auch einmal Lehrmeister für Ideen und vernünftige Wege sei?

Der elende Nationalismus, die Pest am Körper der europäischen Nationen, spukt ungebrochen durch die Zeit. Was hat er denn schon für großartige Erfolge zu verzeichnen? — Denkt man nur an das wechselvolle Schicksal, das Hin und Her, das Gebiete seit 1900 in seinem Zeichen mitgemacht haben: Bosnien, Herzégawina, die Dobrudscha, Albanien, Mazedonien, Thrazien, Siebenbürgen, das Banat, Bessarabien, die Insel Rhodos, Fiume, Ödenburg, Palästina, Syrien, Böhmen und Mähren, das Baltikum, Danzig, Elsaß und Lothringen, das Saargebiet, Eupen, Wilna, Galizien, Mandschukuo . . . Nein, nicht weiter, ich schone Ihre Nerven, meine Leser, wenn ich nur über das Schicksal dieser wenigen Länder und ihrer Völker seit 1900 nachzudenken bitte: Siege und Niederlagen eines Nationalismus, dessen einzig bleibende Frucht die Holzkreuze seiner Opfer, die Tränen seiner Hinterbliebenen und die Unterbilanz aller Europäer sind.

Zwischen 1500 und 1900 n. Chr. haben Spanier, Portugiesen, Franzosen, Engländer, Holländer und zuletzt auch Deutsche über die Welt die europäische Zivilisation verbreitet. Peter der Große schloß das Russenreich dem Westen an. Amerika wurde entdeckt, Azteken- und Inkareiche gingen unter, Indiens Reichtümer wurden erschlossen, Insulinde und China der Botmäßigkeit europäischer Völker unterworfen. Aber zerfressen von ihrem Nationalismus verloren sie im Kampf untereinander die Welt, die schon ihnen gehörte, und das Ende vom Lied sind die Unterstützungsdollars des freundlichen Mr. Marshall für den allzu kranken Europäer, durch dessen Dummheit und auf dessen Kosten man schließlich neben der Entwicklung der natürlichen Eigenkräfte so reich wurde. Doch weder die verlorene Welt noch die gefundene Atombombe scheinen dem Rest menschlicher Vernunft den Raketenantrieb zu verleihen, der uns in Europa so not täte! Nicht der Zufall der siegreichen Allianz des 2. Weltkrieges und die zunnehmende Ost-West Spannung ist es, die uns etwa gar noch zu Pessimisten machte. Nein! Nicht, daß um Berlin so zäh gekämpft wird und sich keine Lösung zeigt, ist entmutigend. Nein, nur empörend ist, daß dort eine Stadt zum Fort wurde, abgeriegelt und kampfumtobt, während diesseits des Eisernen Vorhangs alles finstere Etappe ist, man in bürgerlicher Unbekümmertheit sich auf die Amerikaner verläßt, und aus der Asche der zerstörten Allianz nicht ein verjüngtes Europa als Dritte Kraft geboren und zu einem ausgleichenden Element wird. Die nationalistisch erzogenen Nationen werden von Angst vor dem Osten gequält, statt im Wissen um ihre addierten Kräfte endlich Selbstbewußtsein und Vertrauen zu gewinnen.

Aber die Schweizer denken an ihre Neutralität, Frankreich an seine Sicherheit, Belgien an seinen wirtschaftlichen Vorteil, England an sein Empire, Westdeutschland an das verlorene „Reich", jeder denkt an sich, an das Dach über seinem Kopf und ist erst dann bereit, auch an Europa zu denken. Nur einzelne unter den Staatsmännern, wenngleich auch überall schon die Massen der Völker, sind fähig zu erkennen, daß, was immer sie für sich anstreben, in einem vereinigten Europa für alle umschlossen liegt. Weil wir Deutschen in unserer nationalistischen Hybris so tief gefallen und so arg gefehlt haben, sehen wir in so scharfen Konturen das heutige Versagen der Welt. Gerade erst dieser Tage schrieb uns ein Augen- und Ohrenzeuge von der Begegnung Laval's mit Hitler im Münchner Führerbau, im November 1943, bei der dieser Franzose, nachdem ihn Hitler eine Weile angeschrien und eine stärkere Beteiligung Frankreichs am Arbeits- und Kriegsprogramm gefordert hatte, ruhig erwiderte: „Vous voulez gagner la guerre pour faire l'Europe, mais faites l'Europe pour gagner la guerre". Aber nicht nur der Diktator war taub, der Nationalismus ist es zu aller Zeit. Er kann nicht hören, nichts sehen und lernt nichts dazu.

Man wird auf die Europakonferenz im Mai im Haag, das Treffen der Parlamentarier im August in Interlaken, an die Interparlamentarische Union im September in Rom verweisen! Man wird sagen, daß ein französisches Kabinett offiziell die Europapolitik zu seiner Sache proklamierte. Man wird auf die Fortschritte in der militärischen Zusammenarbeit der Brüsseler Westunion, auf die großen Luftmanöver in England und auf die Verzögerung der Dienstentlassung bei der britischen Armee hindeuten. Man wird sich im Lob sonnen, das Harriman in Paris zollte, als man sich schließlich über die Quoten des Marshallplanes für die europäischen Länder einigte. Alles ist gut, aber zu wenig. Und ich will verzichten aufzuzählen, was auf der Debitseite steht. Alles Positive sind „Fortschrittchen", aber drückt nicht das Tempo aus, das anzuschlagen not tut, um den Wettlauf mit einer wahnwitzigen Entwicklung zu gewinnen, an deren Enden Kapitol und Kreml und in deren Mitte Hunger und Atombomben liegen.

Neu ist der Europagedanke wahrlich nicht, nur heute von brennender Notwendigkeit. Was Sforza, de Gasperi, Schuman, Ramadier, Spaak, Churchill, Francois de Menthon, Coudenhouve und andere heute fordern, das dachte vorher schon Briand, das schien dem Verbannten in St. Helena der politischen Weisheit letzter Schluß zu sein, nämlich „Europa durch unauflösliche Föderativbande zu vereinigen". Graf Montesquieu hat es sehr radikal formuliert: „Europa ist ein Staat, zusammengesetzt aus mehreren Provinzen". In Dantes „Weltstaatsidee" ist es vorausgedacht, Pierre Dubois sah es auf seine Weise. Wenn Attlee dem Wortführer der Opposition auf dem Europawege nicht folgen will, so lasse er sich's von William Penn sagen. Der Deutsche Wieland sehnte sich „nach einem dauerhaften europäischen Gemeinwesen". Hugo Grotius und Kant trugen wie Nietzsche mit seinen Europagedanken und Goethe mit seiner wahrhaft weltbürgerlichen Überlegenheit zu den Fundamenten einer abendländischen Welt bei. Das, was uns immer wieder hoffen läßt, ist, daß heute die Stimmung der Völker diese damals vereinzelten Ideen trägt, daß die Massen weiter sind als die nicht über ihren nationalistischen Schatten springenden Staatslenker. Der Druck von West und Ost zur Verwirklichung Europas ist im positiven wie im negativen Sinne vorhanden. Es fehlt nur der Mann, der die Thesen an die Schloßkirche schlägt und der die Tatkraft besitzt, die Zwirnsfäden der Kabinettspolitik zu zerreissen. Solange können jedenfalls die Völker nicht auf die Realität Europas warten, bis vielleicht alle Regierungen von Labourparteien getragen, vielleicht alle Christen in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt sind oder vielleicht alle westlichen Menschen übereinstimmen, die grüne Farbe schöner als die gelbe zu finden; denn das Verbahrte ist so schlimm wie das Nationalistische.

Züchten wir ihn noch weiter, den Bazillus Nationalismus, dann weiß die Hälfte der Deutschen schon heute, was der andern Hälfte und dem Rest Europas blüht. Daß Buchenwald schon wieder raucht, schenkt uns eine Wolke der Vorahnung des Kommenden. Dann kann man dem Abendland nur „Gute Nacht!" wünschen. Uns aber blüht bestenfalls, die Rolle von Nachtwächtern zu übernehmen, während wir Jungen nach dem Grauen des Krieges doch mit allen Fasern unseres Herzens nur den jungen Morgen des Friedens ersehnen. Pollux



Der Generalsekretär der UNESCO an die deutsche Jugend

Die Leser der Zeitschrift DAS UFER sollen es wissen, daß die UNESCO einen bestimmten Teil ihrer Tätigkeit auf Deutschland ausdehnt.

Das Weltprogramm der UNESCO auf den Gebieten der Erziehung, Wissenschaft und Kultur verfolgt die Verwirklichung der Ziele, die sie sich mit ihrer Gründung steckte, und die in der Präambel ihrer Satzungen wie folgt festgelegt sind:

„. . . da ein Friede, der sich lediglich auf politische und wirtschaftliche Vereinbarungen der Regierungen stützt, kein Friede sein kann, der die einhellige, dauernde und aufrichtige Unterstützung der Völker der Welt sichern könnte, muß daher der Friede, wenn er nicht scheitern soll, auf der geistigen und moralischen Verantwortlichkeit der Menschheit begründet sein."

Wir setzen unser Vertrauen darein, daß die deutsche Jugend an den Zielen der UNESCO Anteil nehmen und mit dieser gemeinsam arbeiten wird, den Geist des Friedens durch Erziehung, Wissenschaft und Kultur zu sichern.

Julian Huxley

Der verhängnisvolle Augenblick, in dem einer der beiden Jugendlichen von den Trümmern der Quadriga des Brandenburger Tors die Flagge der UdSSR herunterreißt und in die stark aufgebrachte Menge wirft.

FANAL BERLIN

Die Bilddokumente des 9. September 1948 sind ein erschütterndes Stück Zeitgeschehen. Nicht vorsichtige Klugheit, sondern überschäumende Freiheitsliebe und beispielhafte Zivilcourage erfüllen die alte Reichshauptstadt. Die Bevölkerung dieser Zitadelle der Demokratie gewann unserer unglücklichen Nation einen Teil des verlorenen Ansehens in der Welt zurück.

Vor der Reichstagsruine auf britischem Baden fand die seit Jahren größte antibolschewistische Massenkundgebung statt.
Aufnahmen: Acme Newspictures (3), New York Times (2)



Eine Sekunde später trat dieser Stein des jungen Berliners die Windschutzscheibe des russischen Jeep auf seiner behinderten Fahrt vam Sawjetehrenmal zum Brandenburger Tor.



Zur Gegenkundgebung im Lustgarten am 12. September zogen die Betriebsgemeinschaften unter freundlicher Bedeckung einer offiziellen Sawjetabardnung und deren Fahne.

Das ufer

Zeitschrift junger Menschen

Herousgegeben van Erika Pagelsen, Redaktian: Dr. Karl Michel, Reinhord Gerdes, Dr. Elisobeth Beuerle. Graphische Gestaltung: Karl Franke. Ufer-Verlag GmbH, Offenburg, Hauptstraße 66, Telefan: 1747; Schriftleitung: Steinstraße 18, Telefon 1322, Pastfach 383; Bankverbindung: Volksbank Offenburg Nr. 18015. Pastscheckkanta 15542, Pastscheckamt Karlsruhe. Druck: Franz Burda, Offenburg (Baden). Zugelassen von der Direction de l'Infarmatian Baden-Baden unter Nummer 3934 vam 17. März 1948. Erscheint manatlich. Bestellungen durch die Past erbeten.
Unverlangte Einsendungen kännen nur unter Beifügung van Rückporto zurückgesondt werden.

7

OKTOBER 1948

INHALT

Titelbild: Farbige Partrait-Kampasitian van Mayer-Press
Das auf der Rückseite repraduzierte Gemälde van Padua „Blumenstand" wurde uns van privater Seite zur Reproduktian zur Verfügung gestellt

Der verbotene Padua

Der Skandal um die Ausstellung „Junge Kunst in Wien" im Jahr 1943 ist durch die Vernehmung des Angeklagten van Schirach vor dem Nürnberger Militärtribunal an die Öffentlichkeit gekammen. Wir repraduzieren heute erstmalig das uns zur Verfügung gestellte Original des Bildes von Padua, das Benna v. Arent, der Beauftragte van Dr. Gaebbels, in Wien fotagrafieren ließ und das bei Varlage seines Berichtes durch Gaebbels bei Hitler auf dem Berghaf den Anlaß zum Verbat der Ausstellung gab. In Wien waren unter der Ägide des dartigen Reichsstatthalters Werke zeitgenässischer Künstler ausgestellt warden, die vam Einfluß des franzäsischen Impressionismus angefangen bis zu den Ausdrucksfarmen der modernen Malerei des 20. Jahrhunderts alles sammelten, was Anspruch erheben kannte, zur zeitgenässischen fartschrittlichen Kunst zu gehären. Hingegen huldigte Hitler in seinen Ausstellungen im Münchner „Haus der Deutschen Kunst" einem Stil, der der Farbfotografie mehr als dem wirklichen Kännen verwandt war. Padua war in München einer der repräsentativsten Aussteller Hitlers gewesen. Sämtliche Magazine und Illustrierten gaben seine dekarativ-propagandistischen Schlachtenbilder wieder, die dem heraischen Stil des Zeitgeschmacks entsprachen. Was Hitler verbitterte, war, daß Padua in Wien zeigte, er könne es auch anders und „sein liebster Sohn" im Kreise der Ketzer Platz genammen hatte.

Preis 60 Pfennig
zuzüglich Zustellungsgebühr

Wovon man



Vorsichtig als „Herbstfest" angekündigt, wurde das bayrische Nationalfest doch wieder ein Oktoberfest. Über der Theresienwiese lag das Stimmengewirr abertausender freude- und entspannungsuchender Menschen. Erstmalig stiegen wieder die Düfte der Hendln zum Himmel. Von 8 DM. aufwärts konnte man sie erwerben. Ein Dachauer Bratwurstglöckerl tat sich auf, und Steckerlfische auf Holzkohlenfeuer hatten auf der „Wiesn" wieder ihren Platz eingenommen.

Aufnahmen: Heinz Ritter

spricht



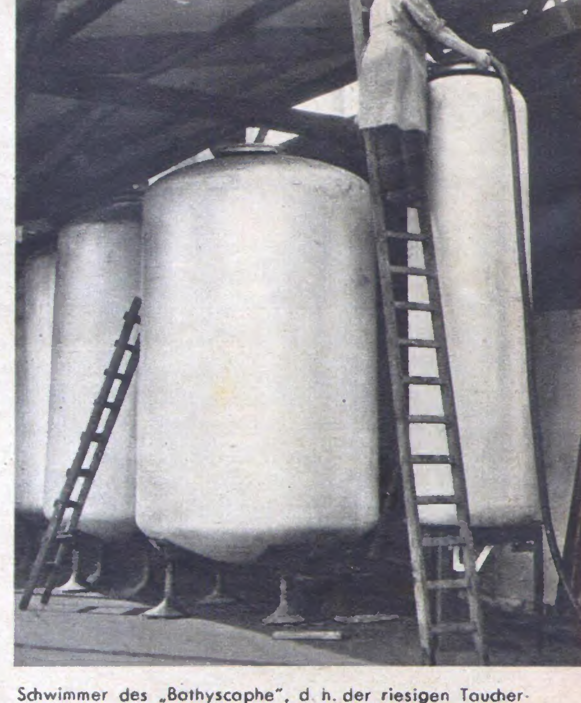
Im Oktober beginnen in Neuguinea die Tiefseeforschungen des Professors Piccard. 1931/32 hat der berühmte Gelehrte die Stratosphäre wissenschaftlich erobert, im Oktober wird der nunmehr 64jährige auch den Meeresgrund erforschen und etwa 4000 Meter unter seine Oberfläche tauchen.

Bild unten: Professor Piccard mit seinem alten Mitarbeiter Professor Cosyns beim Besichtigen des Modells der Kugel, die dem ungeheuren Druck standhalten soll.





Das Expeditionsschiff „Scaldis" besitzt eine große Krananlage für das Tiefseetauchergerät, „Bathyscaphe" genannt. Vorgesehen sind folgende Studien: Wassertemperaturen, Salzgehalt, Durchsichtigkeit und chemische Zusammensetzung der Mikroben, Richtung und Geschwindigkeit der Meeresströmungen, Untersuchung des Meeresgrundes, Tiefseefauna.



Schwimmer des „Bathyscaphe", d. h. der riesigen Taucherkugel. Der Apparat wird nach dem Prinzip des starren Luftschiffes angetrieben, die Hülle über der Kugel besteht aus einem Blechzylinder, in dem kleinere Tanks die gleiche Rolle spielen wie beim Zeppelin die kleineren Ballons. Mittels der Kugel kann durch das hintere Bullauge beobachtet, photographiert und gefilmt werden. Der Meeresgrund ist auf eine Entfernung von zwei Meter sichtbar. Vier Scheinwerfer von mehreren 1000 Kerzen beleuchten das Wasser, wobei Blenden vermieden wird.

Unten: Die Messungskugel, so konstruiert, daß der äußere Wasserdruck ihre beiden Hälften fester zusammenpreßt.



... und hier weiß man's noch nicht

Links unten: Im Alexander-König-Museum in Bonn tagt der Parlamentarische Rat, um dem westlichen Deutschland das Gerippe einer neuen Verfassung zu zimmern. / Rechts unten: Der neue Ministerpräsident, Henry Queuille hat auch das Finanzministerium übernommen. Er weiß: De Gaulle steht vor der Tür.

Aufnahmen: Südena





HERMANN SÖRGEL

ATLANTROPA

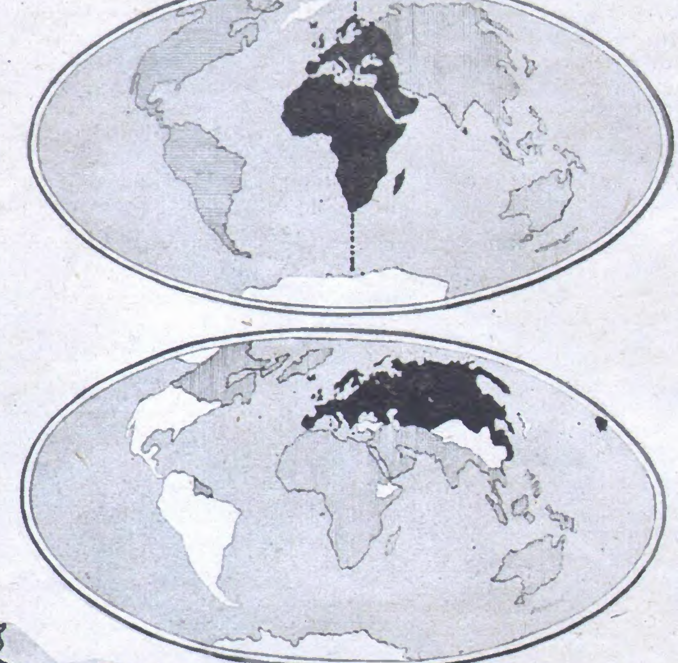
EIN TECHNISCHER SCHLÜSSEL FÜR WELTPROBLEME

1937 erregte auf der Weltausstellung in Paris das Projekt eines Deutschen großes Aufsehen. Der Ingenieur Sörgel stellte eine Planung auf, die Europa wieder mit Afrika verbinden und so die Ära der kolonisatorischen Erschließung Nordafrikas durch das römische Kaiserreich wieder in einer neuen, weltpolitisch höchst bedeutsamen Weise erstehen lassen sollte. Das übervölkerte, rohstoffhungrige und ernährungsmäßig abhängige Europa sollte, auf einen neu zu erschließenden Kontinent Afrika gestützt, zu einem machtvollen Faktor des Ausgleichs zwischen den aufsteigenden Antipoden Asien und Amerika werden, zu einem eigenen, neuen Kulturzentrum zwischen Sowjetsystem und Dollarimperialismus. Die bedeutendsten Wissenschaftler und Experten bestätigen die technische Durchführbarkeit und setzen sich für Sörgels Ideen ein.

Kaum hatte die Weltausstellung ihre Pforten geschlossen, da übertönte Machtpolitik und Kriegsgeschrei diese friedlichen Aufbauplanungen. Der Genius des Wissenschaftlers und Ingenieurs geriet in den Schatten des europäischen Bruderstreits. Sörgel ist inzwischen ein alter Mann geworden, aber seine Ideen vertritt er noch mit dem jugendlichen Eifer des Feuerkopfes. Sein bescheidenes, in die Allgäuer Berge gerettetes Institut, hat in letzter Zeit viele prominente Besucher gesehen. Die UNO interessiert sich für seinen Plan. Wir lassen ihn selbst zu unsern Lesern sprechen:

„Als ich im Jahre 1928 zum ersten Mal an die Öffentlichkeit trat, dachte ich nicht daran, daß so schwerwiegende Umwälzungen die Welt erschüttern und das Interesse der Menschen so voll absorbieren würden, daß meine Idee darüber beinahe in Vergessenheit geriet. Vielleicht war diese unglückselige Ära der Vernichtung und Zerstörung notwendig, um den Menschen zur Einsicht zu bringen, daß ein neues Denken kommen muß und neue Aufgaben ihm neue Möglichkeiten bringen. Deshalb ist die Menschheit vielleicht heute für Atlantropa reifer geworden.

In den zurückliegenden 20 Jahren, die nicht immer leicht für mich waren, hatte ich das Glück, uneigennützige und begeisterte Mitarbeiter zu finden, die sich mit dem gesamten Komplex und mit einzelnen grundlegenden Fragen befaßten. Ich selbst habe mich in diesen 20 Jahren bemüht, im Rahmen meiner Möglichkeiten aus eigenen Mitteln an dem Atlantropa-Plan zu arbeiten, um den Generationen, die an dessen Ausführung gehen, eine geistige Erbschaft zu hinterlassen, die ihnen Weiterarbeit und Aufbau ermöglicht. Nach all den Rückschlägen, die die politische Entwicklung der letzten Jahre für mich brachte, ist es erfreulich, daß Atlantropa nun wieder langsam zu neuem Leben erwacht. Aufsätze erscheinen, Vorträge werden gehalten, in Diskussionen ereifern sich die Menschen über den Wert und die Möglichkeit des Atlantropa-Plans. So werden neue Ideen geboren und Anregungen kommen. Vorurteile werden überwunden und Kritiken widerlegt. Kurz, es ist Leben und Bewegung in die Idee gekommen. Ein rein äußerliches, aber in jeder Hinsicht begrüßenswertes Symptom ist das Ansteigen der Mitgliederzahl unseres Instituts, die aber die Tausendergrenze noch nicht überschritten hat. Damit unsere Stimme gehört wird, muß das Institut auf breiteste Basis gestellt werden. Alle Wohlgesinnten und Zukunftsgläubigen müssen nicht nur Mitglieder des Instituts, sondern jeder einzelne von ihnen ein Apostel der Atlantropa-Idee sein."



„Wasser für Afrika." Der Plan sieht eine Klimaverbesserung und Kultivierung der afrikanischen Wüsten vor. Vgl. unsere Afrikakarte. Oben ein Überflutungswerk, welches das Mittelmeerwasser in die tiefer gelegenen Teile der nordafrikanischen Depression leitet. Rechts: Zwei Weltbilder. Das eine entwarf der Russe Woytinsky, das andere zeigt Atlantropa nach dem Plan von Sörgel, der keinen machtpolitischen Plan hegt, sondern nur die wirtschaftliche Konzeption vertritt.



Durch die Errichtung von Staudämmen ließen sich schrittweise aus dem Mittelmeer 150 Millionen PS gewinnen. 690 000 Quadratkilometer Neuland würden aufsteigen. Eine Senkungsstufe zwischen Sizilien und Nordafrika wird im Mittelmeer eine riesige Fläche kultivierbaren Landes auftauchen lassen.

Aufnahmen: sphad, Tübingen





„Wir glauben, daß die politische Laufbahn Tratzkis lehrreich ist ...

Stalin an Tito am 27. März 1948.



Prämie auf Titos Kopf

von ∴

Ein Vierteljahr ist vergangen, seit die Welt durch den Zwiespalt überrascht wurde, der sich hinter dem eisernen Vorhang aufgetan hatte. Inzwischen ist Tito der am meisten befehdete Mann in der kommunistischen Zone Zwischeneuropas geworden. Er hat nicht um einen Zentimeter nachgegeben. Im Gegenteil, seine Anklagen gegen die einstigen Genossen im Kominformbüro haben beständig an Lautstärke zugenommen. Nur Moskau schweigt beharrlich. Erst dann will Stalin sprechen, wenn er den Schlußstrich ziehen kann.

Der Konflikt Titos mit dem Kreml ist längst kein Zwischenfall mehr. Seit Tratzki aus Rußland verjagt wurde, hat es im Schaße des Weltkommunismus kein so ernsthaftes Problem mehr gegeben wie den Kampf um die linke Flanke der Sowjetunion, der sich hinter dem Familienstreit verbirgt. Er kann nicht durch Verhandlungen beigelegt werden. Nach kommunistischem Gesetz ist der Häretiker ein schlimmerer Feind als der gefährlichste Nichtkommunist. Es geht um Leben und Tod — nicht nur für Tito und seine engste Umgebung, sondern für alle, die seinen Anhang bilden und die in andern kommunistischen Ländern heimlich mit ihm sympathisieren. Im Kampf um Berlin mag es für Moskau schließlich ein Kompromiß geben; im Kampf um die linke Flanke niemals.

In Westeuropa konnte man in diesem Vierteljahr viel Unsinniges über die Rebellion Titos lesen. Was sich rund um Belgrad abspielt, bleibt unverständlich, wenn man nicht vom Kernpunkt ausgeht, aus dem der Konflikt entstand. Dieser Kernpunkt ist militärisch-strategisch. Der Konflikt ist erst in zweiter Linie mit dem Kommunisten Tito entstanden. Voraus ging der Konflikt der Roten Armee mit dem Marschall und den Partisanenstrategen. Darum ist auch der Riß unheilbar. Einen Kommunisten, der sich unterwirft, kann Moskau demütigen und ihm verzeihen, aber einem General, der nicht gehorcht und Strategie mit Politik vermischt, niemals. Man darf nicht vergessen, daß auch Trotzki Feldmarschall war und daß Stalin erledigt gewesen wäre, wenn Tratzki am Tage von Lenins Tod seine Regimenter hätte aufmarschieren lassen, anstatt zur Erhalung nach dem Kaukasus zu fahren. Stalin hat diese Stunden der höchsten Spannung nie vergessen. Keinem General wurde seitdem das Recht zu politischen Entscheidungen eingeräumt. Eine blutige Spur bezeichnet diesen Weg.

Die linke Flanke

Als der Krieg für die Sowjetunion 1945 gewonnen war, stand die Rote Armee tief im Herzen Europas; aber das alte russische Ziel war nicht erreicht. Die Dardanellen waren nicht russisch geworden, der Zugang zu den warmen Meeren war nach immer blockiert. In der Türkei und in Persien hatte sich der amerikanische Adler niedergelassen. Stalin war sich durchaus darüber im klaren, daß Hitler den zweiten Weltkrieg im Mittelmeer endgültig verloren hatte. Sogar in „Krasnaja Swjesda", der Zeitung der Roten Armee, die gewiß selten von Verdiensten der westlichen Alliierten sprach, konnte man damals eine hochinteressante Studie lesen, deren Quintessenz war: ohne El Alamein kein Stalingrad. Nur die Konsequenzen waren andere, die man in Moskau zog. Die Südfront bleibt der gefährlichste Punkt für jede eurasiatische Landmacht. Also, nachdem sie 1945 nicht im kalten Krieg den Alliierten abgetrotzt werden konnte, mußte die Ausgangsposition bezogen werden, um sie für die Zukunft zu sichern. Das war der Sinn des Kampfes um Griechenland, mit dem Moskau die neue Phase des russischen Imperialismus einleitete. Hier lag die unschätzbare Bedeutung der Einbeziehung Jugoslawiens in den russischen Einflußbereich. Der alte Kampf um die Adria gewann ein neues Gesicht. In Jalta war Dalmatien den Russen überlassen worden. Das mußte man nutzen.

Innerhalb dreier Jahre ist dann die dalmatinische Küste aus einem der berühmtesten und idyllischsten Reiseländer Europas in eine hochentwickelte strategische Ära verwandelt worden. Die Bucht von Kotor wurde fieberhaft zu einem Stützpunkt der Schwarzmeerflotte ausgebaut. Die Insel Vis (Lissa) wurde unter der Aufsicht russischer Offiziere eine einzige Kaserne für Marine-Elitetruppen, und die ganze Küste entlang entstanden camouflierte Raketenstützpunkte, mit denen schon heute ganz Italien — einschließlich Rom — beschossen werden kann. Von allen westslawischen Ländern, die seit 1944/45 unter russische Oberhoheit gerieten, kam daher Jugoslawien die größte strategische Bedeutung zu. Das Land wurde mit einem dichten Netz von Kontrollstationen der sowjetrussischen Militärmission überzogen, die alsbald ihren Sitz in Belgrad aufgeschlagen hatte — in dem von Tito ohne russische Hilfe eroberten Belgrad.

Hier setzt der Konflikt ein. Für die sowjetische Militärmission war es selbstverständlich, daß der noch außen enthusiastisch gefeierte und wie ehemals Göring mit Orden überladene Partisanenhäuptling im Innenverhältnis keine andere Rolle zu spielen hatte als die eines gehorsamen Statthalters. Für die russischen Generale war der Partisanenkrieg in Jugoslawien ein Nebenkriegsschauplatz gewesen. Es berührte merkwürdig, als Tito schon 1946 anfing, seinen Gästen gute Lehren über Strategie zu erteilen. Seine „Generale" zumal, wie konnten sie für die Absolventen der sowjetischen Militärakademien etwas anderes sein als Bandenführer in Uniform? So war es unvermeidlich, daß Spannungen entstanden.

Tito war sich der Bedeutung der linken Flanke im großen strategischen Aufmarschplan der Sowjetunion wohl bewußt. Er, der für sich in Anspruch nahm, daß er sein Land ohne fremde Hilfe befreit hatte; er, der sich daher schwerlich mit tschechischen, ungarischen, rumänischen oder bulgarischen Emigranten vergleichen lassen konnte, die hinter den Panzern der Roten Armee in ihre Länder zurückgekehrt waren, er, Tito, hielt nun den Schlüssel zum Mittelmeer für die Sowjetmacht in Händen.

Die Männer aus den schwarzen Bergen

Die sowjetische Militärmission, von Marschall Tolbuchin überwacht, war im Laufe der Jahre 1946/47 zu dem Schluß gekommen, die aus der Partisanentaktik hervorgegangene neue jugoslawische Armee bedürfe einer durchgreifenden Umorganisation, die mit einer Säuberung des Offizierskorps beginnen sollte. An die Stelle der Partisanengenerale sollten beschleunigt Offiziere treten, die in Rußland ihre Ausbildung erfahren und sowjetische Generalstabskurse durchgemacht hatten. Taktisch sollte die jugoslawische Armee vollständig in das Reglement der Roten Armee eingefügt werden. Für den strategisch so überaus wichtigen Küstenstreifen an der Adria verlangte Tolbuchin eine Sonderregelung, die ihn praktisch unter sowjetische Oberhoheit gestellt hätte. Tito befand sich also in der Lage gewisser österreichischer Gauleiter nach dem Anschluß, die zu ihrem Erstaunen erfahren mußten, daß ihre lokalen Verdienste nun sehr wenig mehr ins Gewicht fielen und daß Scharen von Funktionären aus dem „Altreich" alles besser wußten.

Die Folge war ein heftiges Aufbegehren der serbischen, montenegrinischen und kroatischen Partisanenführer, dieser harten Männer aus den schwarzen Bergen, die sich ausrechnen konnten, wie lange es noch dauern konnte, bis sie aus den im Kriege errungenen Positionen endgültig verdrängt sein würden. In diesem Augenblick kam der unausrottbare Komitatschigeist des Balkans wieder an die Oberfläche. Während Tito in Belgrad der sowjetischen Militärmission in umfangreichen Denkschriften auseinandersetzte, daß im zukünftigen Kriege nicht große Infanteriemassen benötigt würden, wie sie von den russischen „Ratgebern" in die Kriegsstärkenachweislisten eingetragen wurden, während Tito vergeblich versuchte, aus den Erfahrungen des Partisanenkriegs seine Armee als Spezialistentruppe für Kommandoraids auszubilden und somit auch im Rahmen der Roten Armee ein unentbehrlicher Faktor zu werden, waren die Männer aus den schwarzen Bergen für kurzen Prozeß. Aus einer zuverlässigen Quelle erfährt man jetzt, daß die sowjetische Militärmission während ihres dreijährigen Aufenthalts in Jugoslawien etwa 90 Mitglieder durch „Unglücksfälle" verloren hat. Je geringer die Neigung bei den Russen wurde, auf die besonderen Verhältnisse in Jugoslawien und die Gefühle der Partisanenoffiziere Rücksicht zu nehmen, je schematischer sie vorgingen, desto drohender wurde der Groll der Komitatschis. Es kam hinzu, daß die sowjetische Militärmission gewaltige Ausgaben machte und ihre Mitglieder das doppelte und dreifache Gehalt der jugoslawischen Offiziere beanspruchten. Kurzum, Serbien sah sich als ein beinahe besetztes Land behandelt, das nicht im Range eines Verbündeten stand, sondern eines Vasallen ohne eigenen Willen.

OZNA und NKWD

Tito ist ein alter kommunistischer Funktionär, und es ist sicher, daß er sowohl die Terroristenschule, die sog. Leninhochschule in Moskau, besucht hat wie auch im spanischen Bürgerkrieg erst als Menschenschmuggler und dann als Kommissar eine Rolle spielte. Er kennt also die Spielregeln genau. Man kann sicher sein, daß er nicht leichtfertig zum Rebellen wurde. Die Zuspitzung des Verhältnisses zwischen Partisanenarmee und sowjetischer Militärmission ließ ihm indes nur die Wahl, entweder gegen seine eigenen Leute auf Moskau zu setzen (das mußte bedeuten, daß er von seiner eigenen Umgebung schließlich wie viele russische Offiziere umgebracht würde), oder aber er mußte Widerstand leisten. Die Sowjets selbst waren es, die ihn auf den zweiten Weg drängten. Wie in Warschau, Prag und Sofia hatte sich nach dem Abzug der russischen Truppen das MWD (früher NKWD) fest in Belgrad eingenistet und das Land mit einem Netz von Spitzeln überzogen. Etwa vom Frühjahr 1947 ab wußte Tito, daß auch er selbst mißtrauisch auf Schritt und Tritt vom NKWD überwacht wurde. Schon 1946 war von den Russen der Vorwurf erhoben worden, der Partisanengeneral Velebit habe Geld vom Secret Service genommen. Die konspirative Tradition des Balkans nahm überhand.

Titos Polizeichef Rankowitsch, ein hartgesottener Serbe, hatte selbst ein Polizei- und Spitzelsystem entwickelt, das dem des NKWD in nichts nachstand. Seine OZNA verfügte aber über den Vorteil, daß sie mit eigenen Leuten im eigenen Land arbeitete. Ein stiller und verbissener Kampf mit

Fortsetzung auf Seite 31



Pastor Niemöller im Gespräch mit dem ägyptischen Bischof

Der Friedensschluss an der Zuidersee

UFER-BERICHT VON DER WELTKIRCHENKONFERENZ IN AMSTERDAM

Amsterdam war mehr als eine reine Kirchenkonferenz. In Amsterdam ereignete sich auch mehr als nur die Schaffung einer neuen Kirchenorganisation. Will man es einmal auf einen großen Nenner bringen, so könnte man etwa sagen: Im Friedensschluß von Utrecht — wenige Kilometer von Amsterdam — versuchte man im Jahre 1713 die Welt dadurch zu beruhigen, daß man sie aufteilte. Man vergrößerte den englischen Kolonialbesitz in der amerikanischen Welt, man trennte Frankreich und Spanien, man vergrößerte das Königreich Savoyen und anerkannte das Königreich Preußen, man begründete die Republik Holland und bestätigte das spanische Kolonialreich unter Philipp V. Die einheitliche Welt, die 1648 erstmals in Stücke zerschlagen wurde, zerfiel weiter. Die Zeit der Nationalstaaten hub an. 1948 nun unternahmen es nicht die Völker der Erde, sondern die nicht-katholischen christlichen Kirchen des ganzen Erdballs, diese in sich und mit sich zerfallene Welt wieder als eine Einheit zu begreifen und neue Grundlagen für eine kommende Einheit zu schaffen.

Man versuchte es; aber nicht, indem man nun die Zusammenkunft dazu verwandte, große Politik zu machen, denn allein mit Politik ist diese Erde nicht zu heilen. Gewiß, auch die Spannungen der großen Mächte gingen durch den Konferenzsaal. Die Begegnung wäre weltfern gewesen, wenn sie diese Spannungen nicht berücksichtigt, nicht widergespiegelt hätte. Denn die Kirchen können sich ja nur bewähren, sie können nur arbeiten und für den Frieden wirken, wenn sie in dieser Welt stehen, wenn sie sie begreifen und ihren Mängeln und Spaltungen zu Leibe gehen wollen. Was aber für unsere Zeit an Amsterdam das Neue, das Erstaunliche war, ist die Art, wie sich Menschen aus aller Herren Länder begegneten, wie sie miteinander verkehrten, wie sie sich verstanden.

Vielleicht kann es ein kleines Ereignis im Gesamtrahmen der Konferenz am besten verständlich machen: ein Treffen der deutschen und der französischen Delegierten.

Noch ehe die deutsche Delegation nach Amsterdam fuhr, stand es für sie fest, daß Amsterdam die Gelegenheit bieten würde, dem Frieden zwischen den beiden großen Nachbarnationen auf einer anderen als der rein politischen Basis zu dienen. Sie wußte, daß es die Aufgabe der deutschen wie der französischen Kirche war und bleibt, dem Frieden die Wege zu ebnen, und, daß ohne ein Verständnis zwischen den beiden Nationen der Friede in Europa eine beständige Illusion ist.

Und wie viele solcher Gespräche wurden zwischen den Vertretern anderer Nationen geführt. Sie kamen nicht alle zu einem so befriedigenden Ergebnis wie das deutsch-französische. Aber es wurde — auf einer anderen, auf einer neuen Basis — versucht, sich gegenseitig zu nähern, um Differenzen aus dem Wege zu schaffen. Man hatte den Eindruck, als hätten hier die mechanisierten Formen des heutigen Parlamentarismus einen neuen, guten Geist eingehaucht bekommen. Da sagte wohl ein jeder seine Meinung, ob er nun von Afrika, Asien, Amerika oder Europa kam. Aber er sagte sie nicht so, als habe nun er allein die heilsame Medizin erfunden. Er sagte es nicht in drohendem Ton, nicht anklagend; er wollte niemandes Meinung beeinflussen, und er wurde respektiert, weil jeder wußte und weil jeder fühlte, daß diese Worte aus einem Geist kommen, der sich nicht allein den Dingen dieser Erde verhaftet weiß, sondern der eine höhere, eben als einzige Instanz über sich weiß: Gott!

Da traten die Negerdelegierten auf, die Asiaten, die Inder, die Südamerikaner, Junge und Alte. Sie alle sprachen von den schweren politischen Differenzen ihrer Länder mit den Großmächten. Vielleicht gehörte es zu einem der eindrucksvollsten Momente von Amsterdam, den Bischof der christlichen Kirche an der Goldküste zu hören, von ihm zu erfahren, daß die Kolonialherrschaft sein Volk geteilt, seine Kirche zerrissen hat. Oder wir hörten jene kluge Negerin, die in London mit besonderer Auszeichnung ihr juristisches Doktorexamen bestand, die Europa kannte wie kaum ein Europäer, die vom Stolz ihres Volkes beseelt war und für ihr Volk und für seine Gleichberechtigung mit den in Europa erworbenen Mitteln des Westens kämpfte. Aber sie war nicht fanatisiert. Sie wußte um die Gefahr des „farbigen Nationalismus" und warnte die Mächtigen dieser Erde, es nicht so weit zu treiben, daß die Farbigen eines Tages im Kommunismus den letzten Ausweg sähen. Sie wußte auch um die heilende Wirkung der christlichen Religion und um die darin begründete Liebe und Bruderschaft: „Aber, Ihr Christen Europas und Amerikas, macht nun auch einmal ernst mit dieser von Christus unter den Völkern befohlenen Bruderschaft! Helft uns, aus der Lehre Christi heraus wirkliche Gemeinschaften zu bilden, die den Krieg und den Haß überwinden!"

Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren: Stärke, Jugendkraft, Impuls für die praktische Anwendung des christlichen Glaubens im Alltag — sie wurden in erster Linie und mit einer ganz anderen Vehemenz und Beredsamkeit, als sie die Menschen des Westens an den Tag zu legen vermochten, von den jungen Kirchen der fremden, der farbigen Kontinente vertreten. Welch ungeheure Weisheit und Lebenserfahrung steckte hinter den großen Reden eines Reinhold Niebuhr, eines Karl Barth, eines Emil Brunner. Und mit welchem physischen Kraftaufwand wurden sie vorgetragen! Mit welcher Unbekümmertheit, mit welch spielender Leichtigkeit, aber auch mit welchem Bewußtsein trugen dagegen die afrikanischen Vertreter ihr Probleme vor! Man spürt es körperlich: Das Schwergewicht der christlichen Aktivitas verlagert sich von Europa nach Süden und Osten. Die gelehrten und klugen Vertreter dieser Völker, von denen manch ein Europäer vieles lernen könnte,

Der beste Schnappschuß von der Konferenz. Von links nach rechts: Die Schweizer A. Koechlin, Ad. Keller und die beiden Antipoden Karl Barth und Emil Brunner





Der Metropolit der Mar Thoma Syrian Church, einer Gruppe, die sich von der Altkirche von Malabar in Indien abgetrennt hat und 170 000 Seelen umfaßt

sie wollen endlich die konfessionellen Schranken durchbrechen, die heute quer durch die Völker hindurchgehen. Sie streben mit glühendem innerem Feuer nach der einen großen christlichen Gemeinschaft auf Erden. Hinter ihnen steht die Begeisterung, steht das unverbrauchte Element der ersten oder der zweiten christlichen Generation, die mehr will als christliche Wissenschaft, die christliche Praxis sehen und üben will. Was als eine bedauerliche Begleiterscheinung über den Konferenztagen lag — nämlich die Absage des Vatikans und des Moskauer Patriarchats — das wurde von ihnen trotz des Bewußtseins dogmatischer Schranken in die Worte gekleidet: Wir müssen trotzdem eine gemeinsame Basis des Zusammenwirkens mit der römisch-katholischen Kirche finden. Dahinter steckt mehr als ein Ideal, mehr als nur die Friedensliebe, dahinter steckt das Wissen, daß diesseits und jenseits dieser dogmatischen Barrieren Menschen wohnen, die dem gleichen Herrn dienen, und denen es doch bisher nicht möglich ist, zusammenzukommen, wenn sie vor sich selbst wahrhaftig bleiben wollen.

Und das eben war auch das Problem der Kirchen, die in Amsterdam vertreten waren. Sie wollten zusammenkammen trotz der Barrieren. Sie wollten zusammenkommen, um sie im Geist des einen Herrn langsam abzubauen. Da gab es nicht weniger Orthodoxe und Anglikaner als Baptisten, Mennoniten und Lutheraner, nicht weniger Reformierte als Methodisten oder Altkatholiken. Alle haben sie einen verschiedenen Weg zu dem einen Ziel, alle haben sie ihre Verschiedenheit bekannt und sich doch in dieser einen Einheit getroffen, zusammengeschlossen und zusammen aus der neugewonnenen Einheit heraus gesprochen. Hier wurde das Feuer des Glaubens, der Impuls, der den „Alten" von den „Jungen" gegeben wurde und die Weisheit, die von den „Alten" zu den „Jungen" strömte, wirklich gesegnet. Hier, am Strand der Zuidersee, wurde für weite Gebiete der Erde die konfessionelle Differenz weitgehend überwunden. Ja, vielleicht haben die jungen wie die alten Kirchen gleichermaßen dazu beigetragen, den die Welt zerreißenden Gegensatz zwischen Ost und West zu überbrücken; aber nicht zu überbrücken mit den landläufigen Mitteln der Politik.

Man kann das ganze Geschehen von Amsterdam in seiner Tiefe vielleicht erst dann begreifen, wenn man Tag für Tag den Morgengottesdienst erlebte, die verschiedenen Arten der Andacht bei den Anglikanern, den Orthodoxen, den Baptisten und Lutheranern auf sich wirken ließ, um sie und damit die Ordnung auch der bisher fremden Kirchen verstehen zu lernen. Man mußte die Inderin, den Afrikaner und den Europäer auf der Kanzel erlebt haben, mußte gesehen haben, wie sie gemeinsam zum Abendmahl schritten und in diesem Augenblick wirklich im Tiefsten Einheit im Geiste waren, mochten auch die Konfessionen, z. T. noch in sich abgeschlossen, diese heiligste Stunde feiern, um nicht an der von ihnen erkannten Wahrheit zu rütteln.

„Eine Welt in einem Gott!" — so sprach es in einer Unterhaltung eine junge Frau von den Philippinen am Ende der Konferenz aus. In dieser knappen Formulierung lag das Ziel der Konferenz beschlossen. Dieses Ideal ist noch nicht erreicht. Ein bescheidener Anfang ist in Amsterdam gemacht worden, aber ein bedeutsamer: Eben weil er die Welt nicht mehr in ihrer Teilung und Zersplitterung begreift, sondern in ihrer durch Gott geschaffenen Einheit. Dieses Ziel nun anzugehen, dazu sind die christlichen Gemeinden von 165 Kirchen in 46 Ländern der Erde gerufen. Gelingt es ihnen, diesen Weg zu beschreiten, ihn mit einem wirklichen Fundament zu versehen, dann war Amsterdam nicht umsonst, dann wurde nicht nur eine Organisation, dann wurde neues Leben geschaffen.

Hannes Christopher

Jugenddelegierte von den Philippinen, aus Japan und aus Afrika bei einem Empfang der gastgebenden Stadt im Amsterdamer Schloß   Bilder: Frits Gerritsen-Amsterdam



Europäische Besinnung

von E. Mathys, Paris

Soeben habe ich gerade eilig einen Teil von Mitteleuropa durchstreift, ich habe dort Menschen aller sozialen Schichten, Tätigkeitszweige und Konfessionen gesehen. Die Angst, die große Angst quält sie alle unaufhörlich in ihrem Herzen.

Leider Gottes wagt keiner etwas zu unternehmen, keiner will sich dadurch bloßstellen, daß er in dem Tumult von Ängsten und von bewußter oder unbewußter Resignation seine Stimme erhebt. Keiner wagt auf einfache Weise zu sagen, was er empfindet und was ihn bedrückt. Es gilt keine Anklage zu erheben, alle Menschen sind mehr oder minder mitschuldig an diesem unerträglichen Zustand völliger Verlassenheit.

Kämpfend für das menschliche Glück hat schließlich der Mensch den Menschen verachtet. Er wollte nicht mehr die Einmütigkeit als Kristallisationspunkt für all seine Hoffnung. Er hat die Bereitschaft zu gegenseitigem Verständnis im Aufbau seiner gedanklichen Konstruktion unterdrückt und sich von einer allumfassenden Harmonie entfernt, während er doch bei seiner Arbeit für das Gute wünschte, daß sein Weltbild vollkommen wäre.

Jeder konstruierte sich seine Kirche und seine Lebensgesetze für sich, während er doch wünschte, daß seine Vorstellung für alle gültig sei.

Warum hat man einen solchen Widerstreit unter den Baumeistern eingeführt, wo ihr Zusammenwirken notwendig gewesen wäre?

Die menschliche Eitelkeit verdrängte das Gefühl für eine selbstlose Verständigung und schöpferische Geister mit goldenen Herzen wichen dem Ansturm der Krämer mit Gold gefüllten Taschen. Die Schulen verdoppelten sich und ihre Lehrmethoden verloren sich in der starrsinnigen Parteilichkeit ihrer Anhänger. Nachdem von uns doch wohl bis ins Aschgraue zerlegt, beschnitten, zergliedert und geteilt wurde, was ein Ganzes eigentlich ausmachen sollte, müssen jetzt alle diese dem Sturm der Leidenschaften anheimgegebenen Teile wieder vereinigt werden. Gewiß, eine tolle Aufgabe, doch können wir niemals genesen, wenn wir uns nicht alle zusammen und ganz dieser Aufgabe widmen. An Bauelementen dafür fehlt es nicht, ihre Qualität ist vorhanden, ebenso wie der allgemein verbreitete und unbestreitbare gute Wille. Wir müssen aus dieser Sackgasse herauskommen, in der sich alle Bemühungen um die Zukunft und alle menschlichen Hoffnungen festgefahren haben.

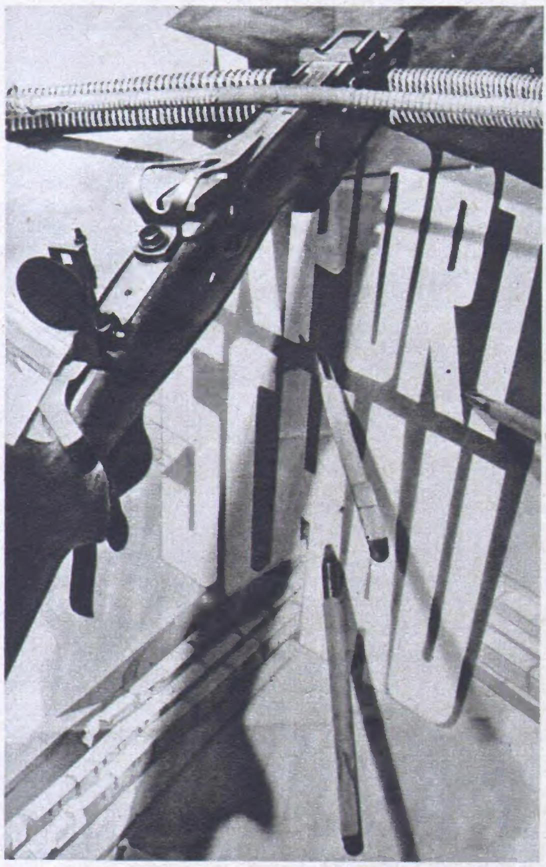
Hören wir auf, es diesen zahlreichen Konferenzen, auf denen die Furcht jedes Einzelnen den Widersinn des Ganzen zustandebringt, zu überlassen, mit jenen Einzelfragen zurande zu kommen, die das wirkliche Leben in seiner Entwicklung behindern. Versuchen wir einen Zusammenschluß weniger weiser Persönlichkeiten aufzurichten, jenseits von Eitelkeiten und Inkonsequenzen, ohne blödsinnige und unerträgliche Leidenschaften, einen Zusammenschluß von Menschen, der ein für allemal die Grundlagen der Entwicklung aller Völker festzulegen im Stande ist.

Die Städte sind groß für denjenigen, der in ihnen sein Schuhwerk verschleißt, aber wie armselig für denjenigen, der sie überfliegt. Die Entfernungen haben nur in dem Maße für uns ihre Gültigkeit, wie wir sie zu durchmessen haben und angesichts der Möglichkeiten, die wir hierfür aufbringen. Wann diktieren diese einfachen Formeln denjenigen die man als die Großen einsetzt, daß sie nicht ins Maßlose arbeiten sollen, wenn es um das Menschliche geht. Die materiellen und geistigen Grenzen niederreißen, die Pforten des Lebens weit zu öffnen, die widersinnigen Riegel zu sprengen, die menschlichen Räume zu lüften, sind keine Arbeit für Riesen, die Jahrhunderte von Grübeleien und Diskussionen erfordern.

Vermeiden wir es, Wut im Herzen anzusammeln, um dafür laut und beizeiten die wenigen einfachen Worte auszusprechen, die alle Ohren erwarten.



Das ursprüngliche Modell — auf Hans Halbein's Gemälde



Der Kantrallrat vergaß es zu verbieten. Wöhrend im allgemeinen Waffen entschädigungslas demontiert werden — bringt uns e i n e hier Dallars. Die großen Friedensfürsten der Welt steigen hinab in die Hexenküche unseres traditianellen militärischen Handwerks, bestellen sich ganz reell eine Armbrust und lassen sich's was kasten. Dafür sind ja unsere mitgenammenen V 2-Waffen und Düsenjägerspezialisten wie Atamhandwerker billiger! Wir aber kännlen dach dazu übergehen, die zur Landplage gewordenen Wildschweine mit der Armbrust zu erlegen. Die Banner Baumeister Deutschlands schließlich sallten sich den Armbrusterfalg hinter die Ohren schreiben, denn auf ähnliche Weise ließen sich unter Wahrung unserer Traditian die zackigen Soldatenlieder van Herms Niels durch das Lied ersetzen und als deutsche Hymne zum Welterfalg machen „Mit dem Pfeil und Bagen durch Gebirg und Tal . . ." Es muß einem eben nur etwas einfallen!



Aus dem Gefalge Karl's des Kühnen? Nein, ein Münchner Oktaberschütze van der Theresienwiese im Jahre 1948. Unten: Französische Armbrustschützen aus dem 15. Jahrh.



DEVISEN AUS DEM Mittelalter

UFER-BERICHT VON HEINZ RITTER



Der Mann, der einen Einfall hatte — Büchsenmacher Gareissen in seiner Münchner Werkstatt bei der Arbeit

Man muß heutzutage Ideen haben, dann macht man das Rennen. Der Münchner Büchsenmacher Gareissen stellte auf der Expartschau ein Madell der Armbrust aus, die er seit 1930 für seinen Armbrust-Schützenverein „Das Winzerer Föndl" baut. Und siehe da: das Interesse an diesem aus dem tiefsten Mittelalter stammenden Schießwerkzeug war außerordentlich. Das konkurrenzlose Unternehmen erhielt große Expartaufträge aus dem Ausland, unter anderem Spezialanfertigungen für den Känig van Schweden, für General Eisenhower und Lard Mountbatton. Das Rennen war gemacht! Gewiß hätten die alten Stachelschützen des Richard Löwenherz und Karls des Kühnen ihre helle Freude daran, daß ihre „arcaballista" viele hundert Jahre später noch Devisen schafft. Aber auch die heutigen Stachelschützen sind nicht traurig darüber. Heute? In der Welt der Raketen und Atame?
Ja, sie leben noch, die Münchner Freunde der Armbrust, deren Vereinigung um 1406 als Münchner Stachelschützen gegründet wurde. Nur wenige wissen, daß ihnen der „Stachus" seinen Namen verdankt. Denn hier var dem Karlstar hotten sie ihren Schießplatz. Später nannten sie sich „Winzerer Föndl" und traten alljährlich beim Münchner Oktaberfest zum traditianellen „Adlerschießen" in ihren alten Landsknechtskleidern an. Vor einer gewaltigen Menge von Schaulustigen nahmen sie einen Holzadler auf's Korn, der auf einer 30 Meter hohen Stange thronte. Schützenkönig wurde der, der das Meistgewicht an Halz vam Vogel herunterschoß. Nun warten sie geduldig auf den graßen Tag, da sie ihre Kunst wieder zeigen können. Ein Stückchen mittelalterlicher Spartfreude lebt mit ihnen in der Münchner Ruinenstadt weiter.

Fürwahr ein edler Spart in unserem pulver- und feuerrahrarmen Deutschland, mit der Armbrust den zielsicheren Balzenschuß auf die Scheibe, ader gar auf das lebende Wild in Wald und Feld anzubringen. Die weidgerechte Schußweite beträgt bis zu 80 Meter. Der Büchsenmacher Gareissen hat durch Modernisierung der mittelalterlichen Geißenfuß-Armbrust besanders gute Treff- und Durchschlagsleistungen erzielen kännen. Der Bagen besteht aus bestem Stahl, bei dessen Spannen eine Zugkraft von 26 Zentnern zu überwinden ist. Ohne den mitgebrachten Hebel würde es selbst einem Athleten schwer fallen, den „crassbow with Gaats-faat-lever", wie die Angelsachsen des XI. Jahrhunderts ein salches Instrument nannten, zu spannen.
Gareissen baut seine maderne „arcaballista" in vier Größen: ein Jugendmuster mit 20 Meter Schußweite, eine Scheibenarmbrust für gezielten Schuß auf 40 bis 60 Meter, eine Spezialarmbrust für das Adlerschießen auf dem Oktaberfest, und endlich, den Wunschtraum vieler Jäger, die Jagdarmbrust für zielsicheren Schuß auf 80 Meter Entfernung.
Der Erbauer dieser aus alten Zeiten wieder erstandenen Jagdwaffe versichert, daß schwerste Hirsche und Sauen, Gams und Rehe wie vam Kugelschuß der Büchse fallen. Unsere Generation hat das Sich-Wundern längst verlernt. Darum wird sie auch nicht überrascht sein, wenn sie vom Schießen über Ozeane, zum Mond oder Mars liest und — aus der Zeit aufschauend — einen fröhlichen Wilhelm Tell mit geschulterter Armbrust und balzengefülltem Köcher „Weidmannsheil" rufend ins Abteil steigen sieht.

Die Götterdämmerung

Göring aus der Nähe erlebt

Dr. Rudolf Diels, der letzte Chef der politischen Polizei in Preußen vor der Ära Himmler-Heydrich, der noch in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes Regierungspräsident in Köln war, veröffentlicht demnächst in der Schweiz seine Erinnerungen. Er stellte dem „Ufer" sein Manuskript zu einem Vorabdruck zur Verfügung. Der Verfasser hat im täglichen dienstlichen Verkehr den preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring wie kaum ein anderer kennen gelernt. Aus den umfangreichen Kapiteln über Göring vermögen wir nur Auszüge wiederzugeben.

Psychologen haben den Schauspieler einem bestimmt umrissenen seelischen Konstitutionstypus zugeordnet. Die Fähigkeit, sich verwandeln und in verschiedenen Ausdrucksformen und Inhalten leben zu können, ist bei solchen Individuen verbunden mit dem Drang zur Darstellung solcher Neigung. Die Vertreter dieses Typus streben nach Berufen, in denen sie Bühne und Rampenlicht und die applaudierende Menge finden. Die ihren „Beruf verfehlen", denen bietet das öffentliche Leben den Ersatz des Theaters, auf dem sie ihr Darstellungsbedürfnis befriedigen können. Das Dritte Reich hat einigen geborenen Schauspielern die Möglichkeit eines dauernden öffentlichen Auftretens gegeben. Einem großen Teil seiner Akteure, die aus den bayrischen Bergen kamen, lag das Schauspielern im Blut.

Göring ist ein Heldendarsteller in Permanenz. Die großen Rollen Richard Wagners sind ihm auf den Leib geschrieben. Als großer Mime, der Europa als seine Bühne und Kulisse, die Deutschen als seine Statisten betrachtet, spielt er sein Leben während der Kampfzeit und nach der Machtergreifung.

Je seltener in der Zeit des Glanzes die Stunden der Besinnung kommen, die Stunden, in denen er nicht „spielt", um so sicherer führt er seine Heldenrolle durch. Dazu kam seine Neigung zu seinen Verkleidungen, seinen Uniformen und pompösen Jagdgewändern, die mit einer asiatischen Sucht verbunden war, glitzernde Orden, Schmuck aus Gold, Brillanten und Perlen, riesige Solitaire und Edelsteine auf Gürteln, Dolchen, Nadeln, Ringen und Abzeichen zu horten und zu zeigen. Fassungslos bestaunen ihn die wenigen, die in Stunden verspielten Paschatums durch Schranzen und Adjutanten zu ihm vordringen können.

Als bei dem Anblick der zerstörten Städte sein Nimbus verblaßte, seine Offiziere ihn den Gummilöwen nannten, und die Bormann und Genossen anfingen, ihren Haß an ihm auszulassen, wagte sich ein Beamter der Gestapo, in deren Zelle 50 ich dem eigenen und dem Ende der ganzen Tragödie entgegendämmerte, zu vernehmen:

„Wie hat sich der Reichsmarschall zu Hause verkleidet? Trägt er wirklich türkische Schwerter und mit Smaragden geschmückte Sandalen, schminkt er sich und trägt er Purpurmäntel?"

*

Göring tut alles, die Illusion lückenlos sein zu lassen. Er wählt die Menschen seiner Umgebung danach aus, daß sie nicht „stören", so wie er Menschen fernhält, die durch Geste, Miene und Wort die großangelegte Szenerie verderben könnten.

Als ich, einer der wenigen Zivilisten in seiner Runde, ihm im Dezember 1933 nahelegte, eine grundsätzliche Anweisung zu erlassen, daß Witze über seine Person ohne seine ausdrückliche Einwilligung nicht strafrechtlich verfolgt werden dürften, sie seien in der Mehrzahl durch seinen Uniformreichtum herausgefordert, und es fehle ihnen meist die verletzende Absicht, da belehrte er mich, daß ich als intellektueller Verstandesmensch keine Ahnung davon habe, wie das Volk seine Oberen sehen wolle. Um diese Jahreswende erschien ich unangesagt eines Abends in Karinhall. Ich traf Göring inmitten einer Korona seiner Freunde Körner, Bodenschatz, Milch, Udet und Lörtzer, auf einer Ottomane liegend, vor einem gewaltigen Kaminfeuer. Mit der Rechten lehnte er sich auf den Eichenschaft eines blanken Speeres. Statt Brünne und Wolfsfell, die das altdeutsche Genrebild vollständig gemacht hätten, war er mit einer ledernen Kombination bekleidet, die von den Füßen bis zum Halse aus einem Stück zu bestehen schien. Ich konnte nicht die halblaute Bemerkung zu Udet unterdrücken: „Taucheranzug?" Es war das letzte Mal, daß Göring, den das Gelächter seiner Freunde vergrämte, sich meinen profanen Blicken bei solcher Gelegenheit aussetzte. Aber er blieb im vollen Zuge, seinen Gefährten das mythologische Bild eines Zukunftstaates zu entwerfen, für das die germanische Götterlehre das Muster abgab. Die Volkssage hatte nach seiner Meinung heldenhafte Führer zu Symbolen und Göttern gemacht. Ein neues Heldenepos werde sich auch einmal um die Heutigen ranken und sie zu religiösen Gestalten erhöhen. Er vermochte solch romantisches Phantasieren mit einer christlichen Gesinnung in Einklang zu bringen, bei der er auf seine Art Baldur und Christus eins werden ließ.

Er praktizierte dieses urtümliche Lebensideal, indem er sich übte, den Ger zu werfen und mit dem Bogen zu schießen. Durch die allerletzten technischen Banalitäten des Luftkrieges geisterten noch solche Gedanken an eine verlorene Heldenzeit. Im wallenden Mantel, auf dem wilden Greifen durch die Lüfte segelnd, hätte er am liebsten mit dem Speer nach dem feindlichen Unhold geworfen.

„Meine Flieger sind keine Operateure und meine Kampfmaschinen keine Kinos", mit solchen Worten lehnte er einmal die Komplettierung des Führerstandes der Fernbomber um ein Ortungsgerät ab, das seiner Luftwaffe einen Vorsprung gegeben hätte. Daß „Rammen" die würdigste Kampfesweise sei, machte er seinem Neffen Peter Göring, der ihm widersprach, so polternd klar, daß dieser wenige Wochen später über Frankreich nach einem Rammversuch abstürzte. Wahrscheinlich klangen ihm noch die letzten Scheltworte seines Onkels in den Ohren:

„Ihr seid ja alle Feiglinge!"

Der Junge hatte darauf erwidert:

„Wenn du meinst, Onkel, daß der Kampfflieger nicht ‚denken' soll, so können wir auch rammen, ohne Rücksicht auf Verluste. Am Mut dazu fehlt es uns nicht."

„Denken, denken! Wenn wir nachgedacht hätten, hätten wir den Krieg gar nicht angefangen", war des Onkels letztes Wort.

Das Schauspielern ist nicht irgendeine Eigenschaft Görings, es scheint sein ganzes Wesen zu beherrschen. Die Erklärung des Phänomens der Hysterie, die Ludwig Klages als einen Widerstreit zwischen Darstellungsdrang und mangelnder Gestaltungskraft darstellt, vermag wohl auch einiges zur Erklärung Görings beizutragen.

Der einzige, der nach 1934 durch die aufgeblähten Hüllen auf dem Grunde dieser Substanz auf Wirkliches stoßen konnte, war Adolf Hitler.

Wer Göring in den schlimmen Tagen erlebte, nach den groben Schlägen, durch die ihn Hitler in wohlberechneten Abständen ernüchterte und erkennen ließ, daß er nichts ohne Hitler sei, der ist erschrocken, wie wenig dann von dem prächtigen und mächtigen Manne übrigblieb. Nichts war mehr an ihm dran, als ihm Hitler ohne Ankündigung das preußische Innenministerium, die Basis seiner Macht, weggenommen hatte, als er ostentativ seinem Opernball fernblieb, die pomphafte Eröffnung des Preußischen Staatsrates mied, als er höhnisch die Schenkung eines Jagdhauses in der Schorfheide ablehnte oder ihm gar den Vierjahresplan entzog. Die Liquidierung der Preußischen Ministerien durch Verordnung im Januar 1934 warf ihn buchstäblich um. Er legte sich ins Bett.

„Ich habe das ja auch alles falsch gemacht! Wie konnte ich ‚Preußen' in seiner Stellung stärken wollen, wo Hitler das Reich will. Doch ich kann die Polizei nicht abgeben. Niemals! Ich bin ja sonst ein Popanz, ein Ministerpräsident ohne Land sowieso. Ich behalte die Polizei in der Hand, wenn Sie mir helfen. Er mag Sie. Ich schlage ihm vor, Sie zum Reichspolizeiminister zu machen. Er kann gar nicht den Waschlappen Frick als Reichsinnenminister damit betrauen. Er wird Sie auch Himmler vorziehen. Daluege ist zu dumm. Sie werden dann mir unterstellt werden. Sie werden ganz groß werden."

Die Gunst des Führers war der Odem, durch den sich Göring blähte wie der Blasebalg durch die Luft. Wie hätte aber auch ein Mann, bei dem ein normal empfindender Kern gefährdet werden konnte, zehn Jahre seines Daseins fristen können, in denen er nach dem Volke hin den Siegfried und den „Eisernen" spielen und zur gleichen Zeit dem Führer in sklavischer Abhängigkeit ein schmeichelnder Höfling sein mußte!

Hat die deutsche Sprache jemals zuvor zu solch byzantinischem Weihräuchern herhalten müssen, wie es Görings rhetorische Umrahmungen von Hitlers Reichstagsreden waren?

Andererseits kann man nicht zweifeln, daß die merkwürdige Erscheinung seiner Popularität auf diese seine Substanzlosigkeit zurückzuführen ist. Das deutsche Volk ist in seinen unteren und oberen Schichten nicht kritikloser als irgendein anderes. Es hat seine „angestammten Landesherren" in der Vergangenheit maßvoll verehrt. Das Verherrlichen von Bühnengrößen und Sportkanonen bedeutet für seine breiten Schichten amerikanische Unkultur. Pathetischer Aufführung gar steht es ablehnend gegenüber im Gegensatz zu den romanischen Völkern. Inwieweit die hysterischen Exaltationen des Dritten Reiches spezifisch deutschen Eigenschaften entsprangen, ist eine der schwierigsten Fragen der Psychopathologie dieser Epoche.

Das Volk hatte jedenfalls soviel Instinkt, in Göring gar nicht den Helden sehen zu wollen. Weil es in ihm den Schauspieler erkannt hatte, verzieh es ihm nicht nur Prunk und Herrlichkeit und seine orientalische Manie für Uniformen, sondern es verlachte sie und verlangte nach mehr. Wie eben bei einem populären Schauspieler.

Auch in Nürnberg spielte Göring noch. Er spielte nicht sein Leben zu Ende, sondern seine Rolle für die Nachwelt. Er spielte sie glänzend, weil er endlich allein war, seines dämonischen Meisters ledig und ohne die unwürdigen, hinterhältigen und proletarischen Konkurrenten in dessen Gunst, die Himmler, Goebbels und Bormann. Endlich war die elende Kronprinzenzeit zu Ende, und er konnte wenigstens die kurzbemessene Frist vor dem Tod noch vor aller Welt verkünden: „Ich nehme alles auf mich!"

Und rückwirkend wollte er mehr noch für sich an den Taten und Untaten des Dritten Reiches beanspruchen, als er von rechts- und tatsachenwegen auf sich nehmen konnte.

*

Auf einem Gebiet war seine Führung untadelig. Er war ein sorgender und liebender Familienvater. Er verehrte seine Frau wie seine beiden Schwestern. Mit der Strenge eines Abtes sah er auf klösterliche Zucht und Ordnung in seinem Kreis. Er bemühte sich um die Ehestiftungen seiner Verwandten und richtete ihnen die Hochzeit aus. Ein entfernter Neffe, von dessen Ehescheidungsabsichten er gerüchtweise vernommen hatte, erhielt ein Tages ein Telegramm, das nur die unzweideutige Meinung enthielt: „Lassen Sie Ihre Schweinereien! Hermann Göring, General der Infanterie."

„Persönliche Treue" war das Kriterium für die Menschenauslese bei Göring, und sein Beispiel machte Schule bei den kleineren Diadochen. Er folgte der törichten und für ihn verhängnisvollen Devise aus primitivem und soldatischem Denken und Fühlen heraus. Aber auch aus seinem brutalen Streben nach Hausmacht benötigte er diese Haltung, mit dem ständigen Hintergedanken an ferne Bürgerkriegsauseinandersetzungen mit anderen Potentaten um die höchste Macht im Staate, die er nur auf seine „Gefolgschaft" gestützt, erlangen konnte.

In der Tat hat sich der Kreis seiner Stäbe im Laufe der Jahre nicht wesentlich verändert. Die „Göringianer" hielten zusammen. In den ferneren Bereichen fanden sich tüchtige Persönlichkeiten wie Neumann und Kramsch und Maratzke, weil man in der großzügigen Luft, in dem jovialen Kreis unter dem Pascha, wenn man nur die besonderen Spielregeln nicht verletzte, beschützt und frei von den Belästigungen der Partei und der SS arbeiten und leben konnte. Zu Körner, seinem gutmütigen Staatssekretär, und zu Gritzbach, den er aus dem Personalbestand des alten Staatsministeriums übernommen hatte, wahrte er eine echte Freundschaft, ebenso wie zu Bodenschatz, seinem Kriegskameraden aus dem Geschwader Richthofen.

Aber in seinem unmittelbaren Umkreis war die Luft nur für chemisch reine Schranzen zu ertragen. Diese waren der tiefste Grund seiner Ausschaltung, als Hitler das Mißverhältnis der Leistung zu der hemmungslos wuchernden Mammutorganisationen erkannt hatte. Seine „Freunde", die als Verbindungsleute das unübersehbare Riesengebäude des „Vierjahresplanes" und des Luftfahrtministeriums mit ihm als der Spitze verbanden und die unfruchtbaren Wucherungen dieser Apparaturen nicht zu hindern wußten, hatten sich auf die Dauer als unfähig erwiesen.

„Zehn Jahre habe ich die Freundschaft höher gestellt als die Sache. Nun sehe ich, daß ich mir geschadet habe, ohne daß ich meinen Freunden genutzt hätte", so brach er 1941, dieses Mal auch der theatralischen Geste entsagend, in tiefer Zerknirschung vor mir aus, als er mich wieder aus der Versenkung holen wollte.

„Ich habe Sie falsch behandelt. Übernehmen Sie die Führung der Reichswerke! Arbeiten Sie sich in die wirtschaftlichen Dinge ein, von denen ich gar nichts verstehe, obwohl diese Schmeichler es mir immer eingeredet haben! Werden Sie dann mein Wirtschaftsminister! Wir werden in Rußland bald große Rückschläge erleben und die Dinge werden auf mich zukommen. Dann brauche ich Könner."

Als ich, seine Zerknirschung ausnutzend, meinen seit Jahren angesammelten Groll loszuwerden versuchte und ihm unter anderem erwiderte: „Ja, nicht Sie, sondern Ihr Freund ‚Filli' hat Ihnen den Krieg verloren, nachdem Sie ihn zum Chef der deutschen Rüstung und des Vierjahresplans gemacht haben. Ich passe nicht zu den Maßstäben, mit denen Sie Ihre Mitarbeiter bis jetzt gemessen haben. Ich habe mich längst getrennt von dieser Sache", da brach er aus wie ein wunder Stier, und unter einer Flut von Beleidigungen verließ ich ihn, bis er mich noch einmal vergeblich zu bereden versuchte, einen „hohen" Posten zu übernehmen. Aus der Übertragung des Militärischen und Kriegerischen, der Luft des Zeltlagers auf alle Angelegenheiten des zivilen Alltags, hatten sich Adjutanten und Stäbe und dieser ganze militante Charakter seines uniformierten Hofstaates ergeben. Durch seine persönliche Bonhommie und volkstümelnde Jovialität, den legeren, witzigen Ton der Fliegerkasinos, der die Weltkriegskameradschaft beherrschte, und in dem er ein Meister war, durch das Überfließen des Familiären, wie es sonst wohl nur in jüdischen Familien gepflegt wird, in dieser Atmosphäre erhielt alles, auch das Derbe und Draufgängerische einen mildernden Schuß ins Patriarchalische. Gritzbach, Körner und Bodenschatz verstanden sich auf diesen Ton und wirkten wie Öl in der Maschine, wenn die Fernwirkungen seiner Ausbrüche gedämpft und neutralisiert werden mußten. Sein Familiensinn förderte seine dynastischen Allüren, Karinhall sollte die barocke und die bigotte Tradition des preußischen Königshauses fortpflanzen. Es ging glanzvoll, aber zuchtvoll zu.

*

Seine Stellung zur Partei war dadurch bestimmt, daß er die „Proleten" haßte und sich vor ihnen fürchtete. Er hätte diese „Halunken" am liebsten wie Röhm erschlagen lassen, wenn Hitler ihn zu einer zweiten Bartholomäusnacht von der Kette gelassen hätte. Sie ließen es ihn entgelten, wo sie nur konnten, die Ley, Bormann und Genossen. Aus seiner entsetzlichen Angst heraus umschmeichelte er sie später und versuchte, sie sich zu verpflichten, als er sie längst nicht mehr bedrohen konnte.

Ich kann dieses Thema nicht verlassen, ohne auf eine Methode Görings hinzuweisen, die nicht nur symptomatisch für des Byzantiners Auffassung von der Würde des Menschen ist. Das Bestreben nämlich, sich durch ständig bereitgehaltene Bedrohungen nicht nur seine Untergebenen, sondern auch Gleichgestellte dienstbar zu machen.

Schon wenige Wochen, nachdem er mir eine Stelle in seiner persönlichen Umgebung eingeräumt hatte, legte er mir ein umfangreiches Aktenstück des Innenministeriums vor mit der hintergründigen Frage: „Was sagen Sie dazu?"

In der weit sichtbaren Rundschrift der ministeriellen Kanzleien stand auf der Akte geschrieben „Hitlermeineid". „Wenn der Inhalt dieser Akte bekannt wird, werden Sie auf offener Straße erschlagen werden."

Er schlug sie auf und deutete mit dem Finger Seite für Seite immer wieder auf meinen Namen, der als Sachbearbeiter auf den Schriftstücken aus der Zeit Severings zusammen mit denen der Ministerialräte Schönner, Janich und Kempner verzeichnet war. Das Aktenstück war Niederschlag der Absicht des Ministers Severing, Hitler gegenüber den Nachweis zu führen, daß der sogenannte Legalitätseid, den Hitler im Hochverratsprozeß gegen die Offiziere Scheringer und Ludin im Jahre 1931 vor dem Reichsgericht in Leipzig geschworen hatte, ein Meineid gewesen sei. Es enthielt eine Sammlung von Aufzeichnungen, aus der die umstürzlerischen Absichten Hitlers und die finanziellen Unterstützungen, die ihnen das Ausland gewährte, nachgewiesen werden konnten. Es hätte die Möglichkeit geboten, nicht nur die Ausweisung des Ausländers Hitler zu betreiben, sondern auch eine längere Freiheitsbeschränkung durch eine Verurteilung durchzusetzen.

Ich war mir im klaren, daß die Erörterung dieser halsbrecherischen Gedankengänge, die mir Göring schwarz auf weiß vorhielt, das Frohlocken Dalueges, der mit seinen Kreaturen die Durchschnüffelung der alten Akten der politischen Gruppe betrieb, ausgelöst hätte. Wenn Göring mich schonte, so bedeutete das auch, daß meine anderen Mitarbeiter, besonders Janich und Kempner, unbelästigt bleiben mußten.

Ich antwortete Göring: „Ich habe Ihnen nicht verschwiegen, daß ich gegen das Herankommen der Nationalsozialisten gearbeitet habe, als Sie sich entschlossen, mich auf meinem Posten zu belassen."

Göring: „Diese Akte sollte Ihnen eine Warnung zur allergrößten Vorsicht sein."

Er verschloß sie selbst schweigend in seinem Tresor. Daluege, Nebe und wie sie alle hießen, warteten vergeblich auf die große Szene, und später hörte ich aus Heydrichs Munde, daß auch er von der Existenz des todeswürdigen „Vorgangs" wußte. Doch Daluege konnte Göring nicht. Für ihn konnte solches Material nicht mein Dienstverhältnis erschüttern. Es war gerade das, was Göring brauchte, um Verläßlichkeit zu erzwingen.

Fortsetzung Seite 32



Mutter Knifke

Porträt einer Berliner Destilleninhaberin

Mutter Knifke wurde einmal wegen Kuppelei vor Gericht gestellt und tatsächlich zu einem halben Jahr Moabit verurteilt. Man sollte eigentlich gar nicht mehr darüber sprechen, denn das ist nun zwanzig Jahre her und darum eigentlich nicht mehr wahr. Aber dieser Fall ist mehr als der dunkle Punkt in ihrem Leben.
Mutter Knifke ist Inhaberin einer Destille gewesen. Die Destille gehört zu Berlin wie die Spree und die Panke. Denn die Destille gibts nur in Berlin: sie ist weder Restaurant noch Kneipe oder Gasthaus, geschweige denn so etwas Unberlinerisches wie eine Bar. Die Destille ist ... ja, die ist eine Destille. Und in eine Destille gehört eine Frau wie Mutter Knifke. Die steht hinter der Theke und zapft goldgelbe Mollen. Die Molle schmeckt — von den gleichen Brauereien bezogen — anders als das „Glos Bier" im Restaurant oder „ein Helles" in der Kneipe. Das liegt nicht am Bier, das liegt am Verstehste von Frauen wie Mutter Knifke. Eine solche Frau weiß um die rechte Temperatur der Leitung besser Bescheid als der Chefarzt der Charité um das Fieber eines Dauerpatienten. Mag im Restaurant, in der Kneipe ein Faß anstechen, wer gerade Zeit hat. In einer Destille ist das eine sakrale Handlung, und eine Frau wie Mutter Knifke hat im Blut, wieviel vom richtigen Treffer auf den Hahn abhängt. Andernorts mag blindlings drauflos gezapft werden; in einer Destille, und gerade bei Mutter Knifke, muß der Durstige warten, bis die Molle richtig ist.
Diese Destille lag in der Nähe der Volksbühne, an jenem Platz, der so oft seinen Namen wechselte, daß man gut daran tut, sich nicht erst zu bemühen, den eben gängigen im Gedächtnis zu registrieren. Derart mischten sich unter Mutter Knifkes Stammkunden abends zwischen halb zehn und zehn, wenn im Theater große Pause war, Damen und Herren, die Mutter Knifkes Mollen höher zu schätzen wußten als die ungekonnten Biere im Foyer. Pelzmäntel, Fracks und Smokings machten auf Mutter Knifke weniger Eindruck als der Lauf einer Fliege auf ein Eisenblech. Die diese Sachen trugen, zahlten genau so zwee Jroschen für die Molle wie ihre Stammkunden, die meist stehend und meist in Eile eine Molle oder deren mehrere zwitscherten. Nicht etwa, daß sie die noblen Herrschaften anders, langsamer oder so bedient hätte! Vor Mutter Knifke waren alle, alle gleich.
Ihre Destille lag in einer windigen Ecke. Alexanderplatz und Kiez und Kreuzberg waren nahe, und die Not gegen Ende der zwanziger Jahre war groß. Mutter Knifke hatte ein wachsames Auge darauf, daß ihre Biergläser nicht auf Köpfen, die sie nichts angingen, zertrümmert wurden. Sie mußte oft mit ihrem guten Verstand vermittelnd eingreifen, und sie mußte manchen, der vom Stempeln kam und von den kümmerlichen Groschen auf dem Heimweg bei ihr lassen wollte, trocken wegschicken. Sie kannte die Treue ihrer Leute und wußte genau, daß einer, den sie weggeschickt hatte, nicht versuchen würde, bei der Konkurrenz was gegen seinen Durst zu tun.
Dabei war Mutter Knifke völlig unpolitisch. Vor ihr waren alle, alle gleich. Darum wurde sie Kommunistin. Was hatte sie eigentlich sonst werden sollen? In diese Gleichheit vor ihrer Theke zog sie, wie gesagt, die noblen Herrschaften selbstverständlich mit ein. Was konnten die dazu, daß es ihnen besser ging als den Leuten, unter denen sie lebte?
Ja, Mutter Knifke war verheiratet gewesen. Da sie ihr Privatleben allein mit sich ausmachte, wußten auch die intimsten Kunden nicht, wo ihr Karle geblieben war. Der hatte einige Jahre nach einer rauschenden Hochzeit an dem kleinen Tisch links neben dem Eingang gesessen und Patiencen gelegt und immer noch einige Mollen mehr hinter das Chemisette gurgeln lassen, als ihm seine Frau kontrolliertermaßen herüberreichte. Eines Tages hatte er nicht mehr da gesessen. Mutter Knifke sprach nicht darüber.
Unangenehm war für sie die Sache mit der Kuppelei gewesen. Es fing damit an, daß einmal nachts nach drei eine Gesellschaft von sechs Herren dagesessen hatte, als ein Schupo gegen die Rolladen der Tür trat und verlangte, eingelassen zu werden. Mutter Knifke kannte die Blauen vom Alex; jeden, auch diesen. Manchem von ihnen waren ihre Mollen geworden, was ihm einst die Muttermilch gewesen war. Sie kannte auch diese komische Figur, aber sie hat nie rauskriegen können, was in den gefahren war. Der ging an den Tisch und ließ sich, gegen Mutter Knifkes Opposition, die Ausweise der Herren zeigen und stellte sich dann neben die Tür, abzuwarten, wann seiner Aufforderung, Schluß zu machen, Folge geleistet würde. Sie nahm den Blauen fest in ihre Pupille und sagte ruhig, aber so unheilschwanger, daß der Schupo tatsächlich ging:
„Männeken, verduftel Det sind meine Privatjäste. Die gehn, wenn ick ihnen rausschmeiße. Ick zähle bis drei! Wennde denn nich auf'm Heimweg bist, denn siehste mir morjen in euerm Jeschäft, mit 'ne Klage wejen Hausfriedensbruch!"
Ihre Empörung war begreiflich, denn die Gäste tranken über die Polizeistunde hinaus Sekt, machten also einen Umsatz, wie er während einer Woche nicht mit Mollen und Hundepouletten zu machen war.
Sie hat über den Vorfall mit niemandem gesprochen, auch nicht mit dem Blauen, der einige Tage später wieder hereingekommen war, in Zivil allerdings.
Im ersten Stock des dreistöckigen, alleinstehenden Hauses lag Mutter Knifkes wenig benutzte Privatwohnung. Im zweiten Stock hatte sie einige Fremdenzimmer, im dritten wohnten drei Mietsparteien. Mutter Knifke war gleichermaßen gütig wie geschäftstüchtig. Deshalb vermietete sie ihre Zimmer, wie tausend andere, auch an jene jungen Damen und Herren, die einen Kaffee getrunken hatten, im Kino gewesen waren und dann Einsamkeit brauchten. „Sind Sie denn fremd in Berlin, Herr Gerichtshof", fragte sie bei der Verhandlung, „wo solln denn die jungen Leute ihr Vajnüjen unterbringen?" Sie wußte, daß der Schupo, den sie rausgeschmissen hatte, ihr die Affaire eingebrockt hatte. Denn da waren mal zwei Beamte nachts in Zivil gekommen und hatten gefragt, ob sie die polizeilichen Anmeldungen einsehen könnten. Sie hätte keine Gäste, schwindelte Mutter Knifke. Da hatten die beiden Herren verlangt, nach oben geführt zu werden und — gestört.
Mutter Knifke — sich im Recht wähnend — hatte in der Verhandlung nicht bestritten, derartige Vermietungen vorgenommen zu haben. Sie wurde vom Amtsgericht gewerbsmäßiger Kuppelei wegen zu einem halben Jahr verdonnert. Auch ihre Hinweise auf den schaurigkalten Winter 1928/29 bewirkten keinen Freispruch. Sie legte jedoch keine Berufung ein, da der Gefängnisarzt ihr nach in der Frühe genossenen mehreren Tassen steifen Kaffees und einer wider ihren guten Geschmack gerauchten Brasil Haftunfähigkeit wegen schweren Herzleidens bestätigte.
Das also war Mutter Knifkes dunkler Punkt in ihrem menschenfreundlichen Dasein, das sie kürzlich auf mir noch unbekannte Weise beendet haben muß. Denn ein Päckchen mit braunem Zucker und Mehl, das ich ihr schickte, kam mit der Aufschrift „Empfänger verstorben" gestern zurück.

*

Ich habe über Mutter Knifkes Leben kein Tagebuch geführt. Ich kenne nur einige Stationen, die typisch für einen Menschen sind, wie sie einer war, für einen Menschen, der der Erfinder der Nächstenliebe sein könnte, wenn nicht so viele andere schon vorher das Urheberrecht angemeldet hätten. Ohne mich also zum Chronisten ihres Lebens und ihrer Destille zu machen, soll hier stehen, was ich von diesem Leben weiß, das untergeht wie jedes andere, aber wie so viele andere verdient, einen Augenblick lang bedacht zu werden.



Zeichnungen: Peter Wywicrski

Gegen Ende des Jahres 1932 prügelten sich vor ihrer Destille die Handfesten aus zwei Demonstrationszügen, die entgegengesetzte Leidenschaften durch die Straßen trugen. Zwei blutiggeschlagene Männer retteten sich, vielmehr versuchten es, sich zu retten und stolperten in ihre Destille. Selbst aus Klassenbewußtsein Kommunistin, hätte sie diese Gäste in braunen Uniformen des Raumes verwiesen, wenn sie nicht aus frischen Wunden geblutet hätten. In der Not aber waren vor ihr alle gleich. So verbot sie auch den nachstürmenden Gegnern, weiter auf die Verletzten einzuschlagen. Die hörten in der Rage nicht gleich auf. Mutter Knifke beobachtete die Männer, und als sie hörte, daß das welche von der Kommune wären, trat sie aus der KPD aus und wurde Nazi, weil sie das Gefühl hatte, auf die Seite des Schwächeren zu gehören. Und weil sie eine Person mit Konsequenzen war, trat sie, ohne je Gebrauch davon zu machen, in die Partei ein. Sie zapfte auch die Jahre darauf weiter Mollen, backte und verkaufte Hundepouletten und blieb wie sie immer war.

Das muß 1936 oder 37 gewesen sein, als eine junge jüdische Schneiderin nachts an ihre Wohnungstür klopfte. Mutter Knifke kannte die Näherin, die die Leute in der Nachbarschaft benähte. Sie selbst hatte nicht bei ihr arbeiten lassen, da sie ihre Garderobe preiswerter und einfacher von der Stange kaufte. Die Jüdin kannte natürlich Mutter Knifke, wie alle im Viertel sie kannten, und der Ruf ihres guten Herzens muß groß gewesen sein. Die Schneiderin berichtete, daß man sie suche. Ob sie etwas Schlechtes getan hätte, fragte Mutter Knifke. Nein, sie suche einen Unterschlupf für diese Nacht. Mutter Knifke öffnete wortlos die Tür zu ihrer guten Stube und schob die Näherin hinein. Nach einer Viertelstunde klapfte sie nochmal, stellte eine heiße Bouillon und ein Brot auf den Tisch und wünschte Gutenacht. In der nächsten Frühe sagte sie dem jungen Mädchen, sie könne bleiben, so lange Gefahr bestünde, nur müßte sie bitten, die Wohnung tagsüber nicht zu verlassen. Die Gefahr dauerte — weil Mutter Knifke sich umhörte und wußte, daß Gefahr sei — bis 1938. Die jüdische Schneiderin hat jetzt ein Geschäft in der Lothringer Straße, glaube ich.

Mutter Knifke lebte durch ihr gutes Herz klüger als viele durch den Verstand. Ihr gefiel, daß mit den Jahren die Leute in der Gegend besseres Schuhzeug trugen und daß sie zwei Anzüge oder Kleider hatten für den Alltag und für den Sonntag. Ihr gefiel auch, daß sich die Männer auf der Straße nicht mehr prügelten. Aber ihr mißfiel, was sie so hinter der Theke hörte. Sie zahlte weiter Beiträge an die Partei. In ihrem Busen schlug aber wieder das alte kommunistische Herz. Sie gehörte eben auf die Seite derer, die Hilfe brauchten.

An jenem 1. Mai 1938 lud sie mich ein, bei ihr zu Nacht zu essen.

Sie hatte die Destille „wegen Krankheit" vorzeitig geschlossen, um nicht bis in den frühen Morgen die Kundgebungsleute bedienen zu müssen. „Heute sehn Sie mir mal janz privatim", sagte sie. Es gab in ihrer Wohnung ein auch für Friedenszeiten wunderbares Essen, das die Schneiderin auftrug. Es war mir klar, daß Essen nicht der Grund dieses tête-à-tête sein konnte. Beim Zwetschgenwasser fragte sie, was man tun könnte, das junge Mädchen zu dem Bruder, der nun in Holland lebte, zu bringen. Wir besprachen alle Möglichkeiten und sondierten die einzige Chance aus, sie bei Cleve über die grüne Grenze zu bringen.

Ich war dann drei Jahre nicht in Berlin. 1941 war ich dort und nahm mir auch Zeit, bei Mutter Knifke eine Molle zu trinken. Sie spuckte Gift und Galle: der Krieg im Osten hatte begonnen. Sie war offensichtlich politischer geworden. Darum war es auch nicht mehr so gemütlich in ihrer Destille. Es fehlte die Herzenswärme, mit der sie alle umfing. Wir schimpften gemeinsam über das Heißgetränk und versprachen uns, „mal zu schreiben".

Im Herbst 1943 fiel ein Kanister mit Phosphor auf ihre Destille. Da es ein Großangriff auf das Viertel war, waren die Rohre der Feuerwehr bald ohne Wasser. Mutter Knifke trug mit ein paar kräftigen Frauen Fässer mit Bier nach oben. „Det is sowieso zu schade zum Trinken". Sie löschten den Brand ab. In den Dachstuhl war ein Loch gebrannt, das ließ sie verschalen. Ihr Haus stand wie ein Hochhaus über den Trümmern ringsum. In ihre Fremdenzimmer nahm sie eine Auswahl ihr genehmer, obdachloser Nachbarn.

Als der Krieg seinen Atem verröchelte, fuhr sie nach Finkenwärder zu Bekannten, denen sie auf Kriegsdauer ihr Grundstück vermietet hatte. Nachts kam sie, und ein Hausbewohner half ihr eine Kiste heimtragen, aus der es grunzte. Eine Stunde später endete ein junges Schweineleben. Wenn es sie auch verlackte und wenn ihr auch die andern dazu rieten, steckte sie doch kein Spanferkel an den Spieß. Sie pökelte es ein und gab allen davon während der Belagerungszeit; allen kleine, gleiche Rationen.

Am letzten Apriltag befahl sie, außer der weißen



auch eine rote Fahne, ihre Fahne, zum Dach hinauszustecken. Sie machte sich für die Stunde der Befreiung zurecht. Das MG-Feuer verstummte. Die ersten Panjewagen rollten über den Kreuzberg, über den Alexanderplatz. Nun war Frieden. Mutter Knifke schlug den Hahn in ein neues Faß und stand hinter der Theke, den ersten Iwan selbst zu bedienen. Der wollte ihr gleich einen braunen Tausender für die Molle geben. Sie lachte und schob den Schein zurück. Nein, dies Faß sollte keinen Verdienst bringen. Der Krieg war aus, es gab keinen Feind mehr, und Soldaten haben Durst.

Diese Kundschaft kam auch in der Nacht, und ihre Neugier ging über die Destille hinaus. „Waerrr obben?" fragten sie, und Mutter Knifke sagte „Frauen und Kinder." Sie mußte mit nach oben gehen und alle Zimmer zeigen. Es hätte keinen Sinn gehabt, wenn sie sich geweigert hätte, denn die Haus- und Wohnungstüren mußten befehlsgemäß Tag und Nacht geöffnet sein. Da war in einer Kammer auch die Tochter des Briefträgers, den sie vor drei Tagen noch zum Volkssturm geholt hatten. Nach der gierten sechs Hände zugleich. Da Mutter Knifke bis dahin nicht wußte, was Angst ist, und da sie immer auf die Seite des Schwächeren gehörte, stellte sie sich vor das Mädchen.

Als sie wach wurde, war alles dunkel. Sie tastete zum Kopf und spürte einen Verband, der auch über die Augen ging. Sie hörte von den Leuten, daß es ein Karabinerkolben gewesen war. Trotz ihres Eintretens war alles geschehen, was sie hatte verhindern wollen. „Wissen die denn nich, det der Kriech aus is?" fragte sie ins Dunkel.

Als die Pflaster abgenommen wurden, erkundigte sie sich selbst nochmals bei der Kommandantur nach dem Prozeß, der den drei Iwans gemacht werden müßte.

Sie hatte, wie sie nachwies und was viele wußten, seit 1937 wieder illegal der KP angehört. Nun trat sie, konsequent wie immer, gegen den Rat ihrer illegalen Genossen, aus. Damit begann ihr Dasein eine Last zu werden. Sie mußte über harmlose Besuche bei oder von Bekannten Aussagen machen. Briefe kamen immer geöffnet an.

Die Destille war verwaist. Mutter Knifke hatte ihren Luftschutzkoffer genommen und war nach Charlottenburg gezogen, zu einem Budiker, einem Destilleninhaber, den sie gut kannte, weil er aus ihrem Viertel stammte, aber vor dreißig Jahren schon in den Westen geheiratet hatte. Durch einen Bekannten erfuhr ich zufällig, zufällig wie man heute von Überlebenden hört, ihre Anschrift und ihr Geschick.

Ja, und das Päckchen, das ich ihr in die belagerte Stadt schickte, kam gestern zurück.

DIEDRICH REUNERT

Am **ufer** *belichtet!*

Sind Sie für Bewirtschaftung?

Als Großvater die Großmutter nahm, wurden die Eier nach Mandeln berechnet, weil man den Pfennig hätte teilen müssen, um ein einzelnes Ei zu kaufen. Der Eierpreis war immer ein Maßstab für die Kosten der Lebenshaltung. Daran gemessen, gehören Eier heute zu den Luxusartikeln. Unerfreuliche Dinge sind vorgekommen. Die Großhändler schickten ihre Einkäufer aufs Land und kauften auf. Die Bauern waren verblüfft, was ihnen für Preise geboten wurden, und sagten nicht nein. Die Eier verschwanden in den Kühlhäusern, während auf den Wochenmärkten empörte Hausfrauen, die die geforderten Preise weder zahlen wollten noch konnten, die Händler mit den Eiern zu bombardieren anfingen. Die klassische Regel, daß der Preis dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage entspricht, ist nicht anwendbar, weil Deutschland niemals genug Eier produziert hat und immer einführen mußte. Etwas stimmt da nicht. Das sagt nicht „Das Ufer", das sagen die Hausfrauen, die Verbraucher.

Wie bekommt man ihre Ansicht unverfälscht zu erfahren? Durch Massenbefragungen, bei denen einige tausend Hausfrauen, nach der sozialen Stellung der Familienväter aufgeschlüsselt, ihre Meinung sagen. Das Institut „Emnid", das solche Meinungserforschungen betreibt, hat eine Massenbefragung unter Hausfrauen durchgeführt. Wer hat Schuld an den hohen Preisen für Eier, Obst, Gemüse? Antwort: Erzeuger (40%), Großhandel (27%), Einzelhandel (4%), der Verbraucher selber (18%) — weil er die Preise bezahlt! Übrigens eine gute Selbsterkenntnis. Schließlich alle miteinander (6%), und der Rest hat keine Meinung. Was tun? Käuferstreik? Eine Hausfrauenmehrheit ist dafür. Neun Zehntel fordern Maßnahmen. Eine starke Mehrheit sagt: Die Behörden sollen Maßnahmen treffen. Auch die Arbeiterfrauen geben den Behörden vor den Gewerkschaften den Vorrang. Wieder Karten? 62% dagegen. Die Frage wird verallgemeinert: Freie Marktwirtschaft oder Bewirtschaftung? 74% gegen 15%, die übrigen ohne Meinung. Arbeiterfrauen allein: 65% gegen 21%. Das alles ist eine Art Abstimmung.

Nächste Frage: Ist die Teuerung vielleicht weniger dem bösen Willen von Erzeugern, Großhandel, Industrie (bei industriellen Artikeln) zur Last zu legen, ist sie vielmehr „letzten Endes" eine Folge des verlorenen Krieges, des Rohstoffmangels, der hohen Soziallasten, Gebietsabtretungen, Demontagen, Besatzungskosten usw.? 48% ja, 26% nein, 26% ohne Meinung. Es hat sich also bereits herumgesprochen!

Nun kommt die große Überraschung! „Emnid" läßt ü b e r d i e P e r s o n v o n P r o f. E r h a r d a b s t i m m e n, dessen Politik ja die Preissteigerungen hauptsächlich zur Last gelegt werden. Prof. Erhards Stellungnahme ist bekannt: In drei Jahren haben die Verbraucher nicht so viel kaufen können wie seit der Währungsreform und seit Wiederherstellung der freien Marktwirtschaft. Das nimmt er als Verdienst seiner Wirtschaftspolitik in Anspruch, und die Hausfrauen bestätigen es: 65% sagen, sie lebten besser, 17,5% schlechter, 17,5% ebenso wie vor der Währungsreform. Die nüchterne Frage ist leider in den Strudel der Parteipolitik geraten. Die hohen Preise sind ein hervorragendes Agitationsmittel. Die Folgen bleiben nicht aus: 35,5% der Hausfrauen stimmen gegen Erhard, 25% für ihn, 43% enthalten sich — und das ist nicht das Unvernünftigste, so wie eine Hausfrau bemerkt: „Weil zu viel hinter den Kulissen gespielt wird und man daher die Lage nicht kritisch genug abwägen kann."

Das hausfrauliche Stimmungsverhältnis spricht dem Urheber einer Politik das Mißtrauen aus, deren Ergebnisse bejaht werden! Vielleicht haben die Hausfrauen darüber nicht nachgedacht. Oder vielleicht sprechen sie nach, was sie in Gesprächen hören oder in Zeitungen lesen. Sehr, sehr aufschlußreich, dieser Widerspruch! Man wird dadurch in der Ansicht bestärkt, die man in weiten Bevölkerungskreisen hören kann: Laßt uns mit der parteipolitischen Ausschlachtung unseres Existenzkampfes in Ruhe! Die Dinge sind zu ernst, als daß Parteien und Interessengruppen ihr Süppchen an diesem Feuer kochen dürfen. In der Wirtschaft regiere allein der gesunde Menschenverstand. Dann, und nur dann, wird es uns besser gehen.



Diese Prunkvase mit dem Kopf Washingtons für USA-Export



ZEITFRAGEN IM SPIEGEL DES ALLTAGS

Eine Porzellan-Manufaktur

Bildlich gesprachen haben wir Deutsche in den vergangenen Jahren viel Parzellan zerschlagen. Buchstäblich genammen taten das var allem die Bamben der britischen und amerikanischen Flieger. Der Iwan ließ in Meißen mitgehen, was er nach varfand. Und was neu praduziert wird, verramscht heute die JEIA. Das Lied vam weißschimmernden Parzellan klingt nach dunkel und traurig. Und dennach sind Ansätze varhanden, dieses friedlichste Erzeugnis einer Nachkriegsindustrie wieder zu einem wichtigen Faktar unseres Wirtschaftsaufbaues zu entwickeln.

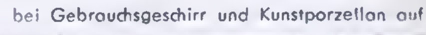
Gewiß, die Elbkähne unter sawjetischer Flagge, auf denen die gesamte Meißner Manufaktur verladen war, und die auch die Bestände der Schauhalle bargen, in der jedes seit 1710 gefertigte Madell als Muster gesammelt war, hielten den Wagen der Ostsee nicht stand und saffen ab. Was Meißen neu mit 600 Arbeitern entwickelt hat, ist armselig und primitiv. Die Berliner Manufaktur richtete sich mit ihrem nach verbliebenen Arbeiterstamm natdürftig in den Ruinen des Werkes als russischer Staatsbetrieb ein und arbeitet stramm für den Expart. Der Kapf dieser Manufaktur mit all ihren wertvallsten Einrichtungen hatte sich jedach var dem Zusammenbruch nach Selb in Oberfranken gerettet. Und nun sall diese Berliner Manufaktur unter Verwendung ihrer gebargenen Substanz in Düsseldorf als madernes Werk neu aus der Taufe gehaben werden.

In Selb aber schlägt heute das Herz der Rosenthal Manufaktur ,die mit ihren verschiedenen Fabriken, van einem schlesischen Werk abgesehen, den zweiten Weltkrieg am glimptlichsten überstand. Der Zufall einiger weniger Kilameter — die tschechische Grenze liegt ganz in der Nähe, und die russische Zanengrenze ist nicht viel weiter — ließ das Werk auf deutschem Baden stehen, und beließ es in deutscher Hand. Das Gesicht auf der Prunkvase, die in Selb für den USA-Expart erzeugt wird, hätte leicht auch andere Züge annehmen kännen! Die Grenze ist fühlbar. Denn aus dem bähmischen Nachbarland bezag man zuvar Braunkahle und Kaalin. Auf Dallarbasis schafften van dart die Amerikaner zunöchst die dringend benätigten Rahstaffe heran, bis Gattwald in Prag die Grenze verriegelte. Man hat Ersatz in der Oberpfalz gefunden, dach die Umstellung fardert Mühe und Zeit.

Var dem Krieg beschäftigten die Rasenthalwerke 6000 Arbeiter. Jetzt sind es bereits wieder 4000. Aber die Kapazität der Praduktian erreicht nur 40 Prazent, d. h. pra Kapf werden nicht mehr saviel Kilagramm Parzellan herausgebracht wie früher. Es fehlt an geschulten Facharbeitern. Hier hat der Krieg Lücken gerissen, wie er auch den Gesundheitszustand insgesamt herabdrückte, was sich in der Arbeitsleistung bemerkbar macht. Die Bürakratie arbeitete diesen Mängeln nicht entgegen, als sie Karlsbader Facharbeiter, die

	Gebrauchsgeschirr	Kunstporzellan
ROHSTOFFE	15%	1%
KOHLE	10%	2,5%
SONSTIGE KOSTEN	35%	30%
LÖHNE	40%	57%

Der hohe Anteil der Löhne fällt bei Gebrauchsgeschirr und Kunstporzellan auf

















Oben: Frau Lore Friedrich-Gronau's neueste Arbeit — eine Tänzerin

Oben: Hauchdünne Fischgruppe, ein Produkt der Kunstabteilung von Rosenthal

Aufnahmen: Dena Bild — Verlagphoto

Unten: Heidenreich's "Scalare" erhielt den "Grand Prix" 1937 in Paris

Unten: Lore Friedrich Gronau's „Tänzerin Ursula Deinert" ist ein beliebter Exportartikel





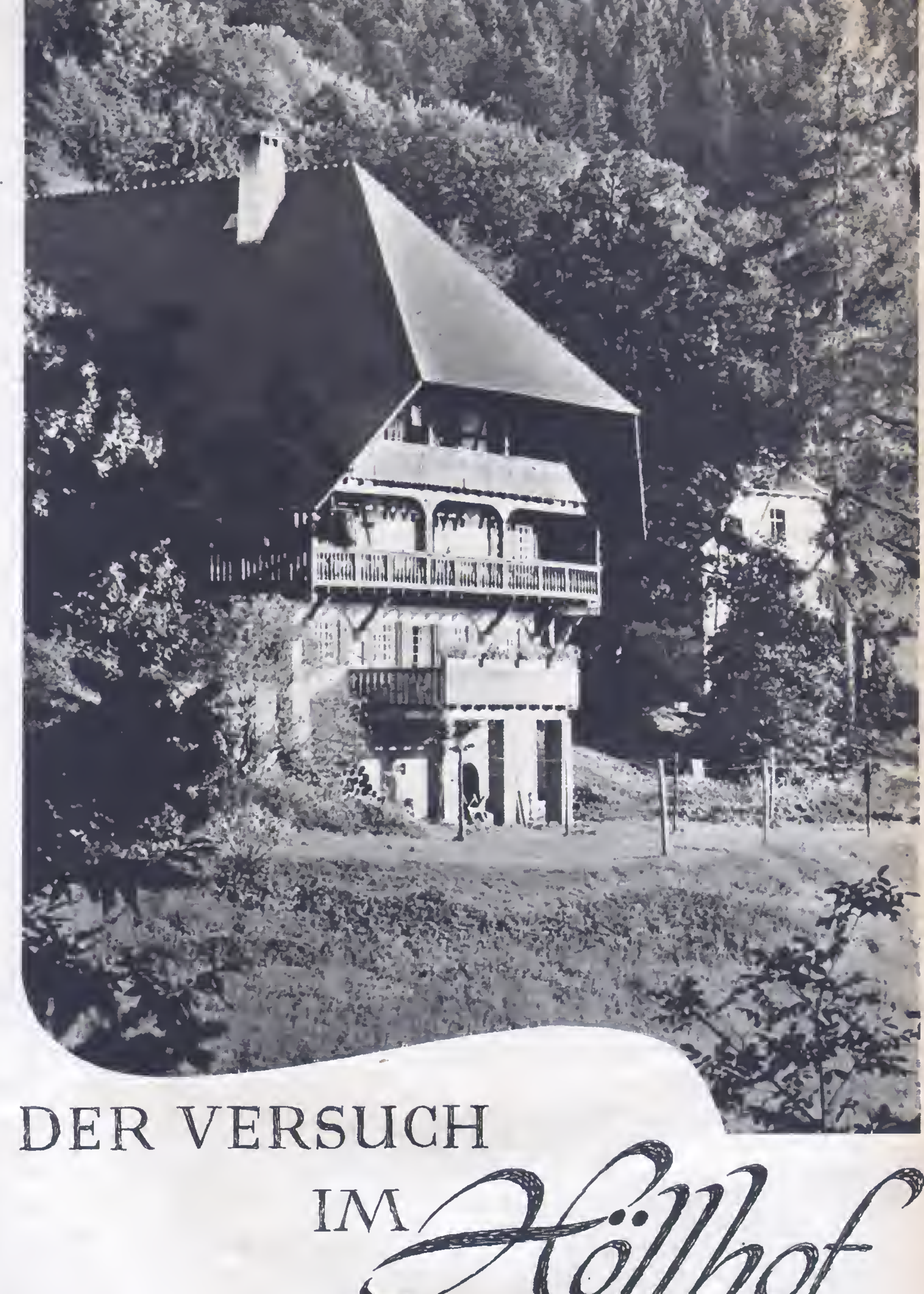
als Flüchtlinge ins Land kamen, verstreute, statt sie in Selb anzusetzen. Dabei geht es dem heimischen Porzellanarbeiter relativ gut. Seit April wirkte sich der Devisenbonus B durch Zuteilungen von Lebensmitteln aus. Selbst nachdem dieser wegfällt, erlaubt der hohe Exportanteil der Produktion, den Arbeitern Zuwendungen aus dem Devisenbonus A zu machen. Etwa seit 1933 bis zur Währungsreform erhielt der ungelernte Arbeiter einen Stundenlohn von 0,55 RM., der jetzt auf 0,71 DM. erhöht wurde. Der Porzellonfacharbeiter verdient nach dem neuen Tarif etwa 1,20 DM., womit er allerdings unter dem Durchschnitt von Facharbeiterlöhnen anderer Industriegruppen liegt. Immerhin ist der Lohnstop schon gelockert worden. Bei einem Gang durch das Selber Rosenthalwerk fällt auf, wieviele Arbeiter schon fünfundzwanzig und mehr Jahre im Dienst der Firma stehen, was auf den Erfolg sozialer Maßnahmen ebenso schließen läßt wie auf die Seßhaftigkeit in dieser Berufsgruppe, die durch ihre Speziolausbildung einen Berufswechsel erschwert.

Die Bewirtschaftung von Porzellan ist aufgehoben, aber die Exportquote muß erfüllt werden. Die vom Ausland eingeführten Rohstoffe betragen ein Siebtel des Exportwertes unserer Ware. Bayern, das heute 70 Prozent der deutschen Porzellanindustrie beherbergt, hatte seit Anlaufen des Exportprogramms bis Anfang September 1948 für 13,8 Millionen Dollar Aufträge hereingenommen. An der Spitze der Empfangsländer stehen die USA, ihnen folgen die Schweiz, Belgien und Schweden.

Der Anteil von fünfundzwanzig Prozent der Produktion für den Inlandsmarkt wird sich nicht wesentlich verändern. Aber in der Verteilung sind Erleichterungen eingetreten, weil der Zwang zur Belieferung auf Bergarbeiterpunkte und an Verfolgte des alten Regimes wegfällt. Außerdem haben die Amerikaner ursprünglich für den Export bestimmte, aber dann nicht abgenommene Lagerbestände für den Inlandsmarkt freigegeben. Klagen der Fachleute, die auf Qualität und Schutz des Weltrufes ihrer Firmen bedacht sind, richten sich gegen die JEIA. Sie suchen den unmittelbaren Kontakt mit ihren alten Geschäftsfreunden, die ihre Ware als Qualitätserzeugnisse beim ausländischen Publikum eingeführt haben, während durch die JEIA die Ware an Händler kommt, die durch ihren wahllosen Vertrieb den Wert des Produktes herabmindern. Es ist eben ein Unterschied, ob ein Rosenthalservice im Warenhaus verramscht oder in einem Fachgeschäft des Auslandes geführt wird.

Denn das „weiße Wunder" aus Erde und Stein, aus Quarz, Feldspat und Kaolin in flammender Weißglut erzeugt, ist eine der edelsten Schöpfungen menschlichen Geistes. In kleinen Dingen das lebendig Schöne zu schaffen — so lautet der Auftrag aller, die Porzellan erzeugen. Hans Carossa fängt die Atmosphäre einer kleinen Porzellanfabrik, wie sie uns bei einem Gang durch das große Selber Werk anspricht, in den „Geheimnissen des reifen Lebens" ein. Gewiß, man paßt sich heute dem exportbedingten Geschmack an, bevorzugt kleine, möglichst buntbemalte Rokokafigürchen und prunkvolle Tafelgeschirre. Aber daneben wird der noble, edle Stil gepflegt. Heidenreich, der Träger des Grand Prix der Poriser Weltausstellung, ist einer von Rosenthals Hauskünstlern. Werke von Klimsch, Zügel und Lore Friedrich-Granau werden in den Porzellanöfen gebrannt und gehen in erstaunlich kleinen Auflagen, welche den Seltenheitswert der Wiedergabe des Kunstwerkes in Porzellan erhöhen, hinaus in die Welt. Zur Zeit ist man damit beschäftigt, eine bezaubernde Madonna aus dem germanischen Museum in Nürnberg, eine mittelalterliche Holzplastik, in einer Gußform nachzubilden, um sie in der reinen, weißen, durchschimmernden Gestalt des Porzellans neu erstehen zu lassen. Mag auch der Zwang zum Geschäft eine Porzellanmanufaktur heute beherrschen, der Spielraum bleibt erhalten, um der eigenen Öffentlichkeit gegenüber die geschmacksbildende Verpflichtung zu erfüllen und einer kulturellen Tradition treu zu bleiben, die Böttger einst in Meißen und Dresden begründete und die das Porzellan zum Ausdrucksmittel verschiedener Zeitepochen werden ließ. Denn solange die Menschen Freude an einem Material aufbringen, das den Charakter von Lauterkeit und Sauberkeit und den Zug zur Bildung schöner Linien und Formen besitzt, solange werden sie das in der Flamme geborene Porzellan auch bestimmen zur Dienerin der Kunst.

Kif



DER VERSUCH IM Höllhof

Verborgen im Schwarzwald liegt, wenn man von Offenburg kommt und das vordere Kinzigtal durchquert hot, nahe bei Reichenbach ein stattliches Schwarzwaldhaus, eingebettet in die Landschaft und gewachsen aus ihr — der Höllhof. Er wurde im ganzen Land Baden und heute schon weit über dessen Grenzen hinaus zum Begriff einer „pädagogischen Provinz", die im Geiste des „Wilhelm Meister" ihren Auftrag versteht. Es scheint, als ob dieser Höllhof in einem Zeitalter der politischen Spannungen und klaffenden Gegensätze, der gescheiterten Konferenzen und umkämpften Systeme die praktische Umkehrung der berühmten Inschrift über Dantes Hölle verkörpert; denn wer ihn betritt, soll die Hoffnung nicht fahren lassen, sondern wiedergewinnen. Hand in Hand müssen sich hier alle Gäste allerdings den Begriff der Freiheit erst erarbeiten. Dies sind nicht leere Worte, ist nicht Legende oder Wunschtraum geblieben; innerhalb der pädagogischen Provinz des Höllhofes wird es vielmehr täglich zur praktischen Wirklichkeit. Aller Anfang ist schwer, und zu Beginn dieses Jahres war er es auch hier. Sollte es noch zu früh für die Durchführung einer Idee, wie der Höllhof sie verkörpert, gewesen sein? Waren die Widerstände von außen und von innen nicht noch zu groß in einer Zeit, die Vergeltung fordert, Wiedergutmachung heischt und von Mißtrauen erfüllt ist? Hier sollte sich eine Wirkungsstätte der Toleranz und des Verständnisses für diejenigen auftun, die einst einem System verbunden gewesen waren, mit dessen Ende Deutschland im Abgrund, die Welt aber in neuem Hader liegt und unter dem Alpdruck von die ganze menschliche Existenz bedrohenden Erfindungen steht. Alle, die sich die Frage stellen, ob ein gänzlich neuer Weg überhaupt noch einen Sinn hat, finden im Gästebuch des Höllhofs in zwei lapidaren Sätzen eine Antwort, die Idee und Programm bedeuten: „Dieser Boum braucht hundert Jahre, um heimisch zu werden, sagte man dem Marschall Lyautey in Marokka." Er antwortete darauf: „Dann darf keine Minute mehr vergeudet werden, man muß ihn sofort pflanzen!" Der Höllhof öhnelt diesem Baum. Wer ihn pflanzte, hat den Sinn der Anekdote begriffen. Werden nun aber wirklich hundert Jahre nötig sein, um aus denen, die ihn heute als Teilnehmer von achtwöchentlichen Lehrgängen beziehen, ernsthafte Förderer der Freiheit und tätige Mitarbeiter am europäischen Frieden zu machen? Wenn man das erste Mal erwartungsvoll durch die Eingangspforte des Höllhofs zu den etwa 30 hier versammelten Deutschen mit einem Durchschnittsalter von etwa 30 Jahren hereintritt, ist mon unwillkürlich von dem einzigen Gebot gepackt, daß auf dem Höllhof sowohl für den Lernenden als für den Lehrenden gilt. In großen Lettern steht in deutscher wie französischer Sprache dort folgendes geschrieben: Nicht Haß — Verständigung! Pas de haine, mais de la compréhension réciproque! Nicht Zwang — Freiheit! Pas de contrainte, mais la liberté!

Es wurde bereits gesagt, daß die hier zu Lehrgängen in Rechts- und Staatswissenschaft, Politik, Geschichte, Literatur und Kunst auf Grund freiwilliger Meldungen zusammengefaßten Teilnehmer ehemalige Anhänger einer Lehre waren, die ihre Ideale nicht in denen unbedingter Freiheit und Friedfertigkeit erblickten. Diese Männer hatten 1933 meist gerade vom Knaben- ins Mannesalter übergewechselt. Sie erlebten die ersten Erfolge Hitler-Deutschlands, wurden mitgerissen, waren in all ihrer Begeisterung ihr wesentliches Element und wurden verführt. Sie wuchsen teilweise zu leitenden Repräsentanten vornehmlich in der Jugendbewegung oder als Lehrer und Erzieher heran. Neben solchen ehemaligen HJ-Führern und Lehrern nimmt der Höllhof heute in seine Lehrgänge aber auch Angehörige vieler anderer Berufe, wie zum Beispiel Männer aus der Verwaltung oder dem Handwerk auf, sowie von der Amnestie erfaßte, für das Hochschulstudium zurückgewonnene Studenten. Die Lehrenden indessen kommen aus den verschiedensten Berufen des In- und Auslandes. Es sind namhafte Persönlichkeiten des politischen wie geistigen Lebens, der Regierung, Verwaltung, Kunst oder Literatur. Sie sind sich darüber klar, daß sie hier vor Angehörigen einer Generation als Lehrer und Kameraden stehen, deren einstige Welt zerschlagen und deren Glauben zertrümmert ist. Innerhalb der pädagogischen Provinz des Höllhofs hat sich nun jenseits der rein politischen Frage über Sinn und Widersinn, Notwendigkeit und Wandlung des Entnazifizierungsgedankens dessen rein menschliches Problem immer schärfer herausgehoben und immer brennender nach einer Lösung verlangt. Mit den Mitteln der Diffamierung konnte die Erkenntnis der geistigen Ursprünge des politischen Irrtums einer ganzen Generation nicht gefördert werden. Auf dem Höllhof wurden sich die Träger seines Gedankens bewußt, daß nur aus einem Akt menschlicher Großmut und Verantwortlichkeit mit der Selbsteinkehr, Selbsterkenntnis und Gesinnungswandlung auf der Seite der Lernenden geantwortet werden konnte. Deshalb steht hier nicht so sehr die Umerziehung, als die Verständigung zur Debatte.

Wenn dieses einzigartige Experiment der geistigen Neuorientierung wirklich gelingen soll, muß es über die Dauer der freiwilligen Lehrgänge hinaus in den Schülern der Freiheit lebendig bleiben. Was hier erarbeitet und gepredigt wird, darf nicht der praktischen Tagespolitik widersprechen, sondern muß sie zu erfüllen suchen, damit es dem Optimismus und Glauben erfüllenden Höllhof nicht ähnlich ergehe wie dem Nürnberger Tribunal, das Sühne heischend der Welt gültige Normen setzte, welche die rücksichtslose Machtpolitik wieder aus dem Bewußtsein einer nach Läuterung verlangenden Menschheit vertreibt. Hier liegt der unendliche Auftrag und der unabsehbare Erfolg dieser Einrichtung. Vom Abschluß des ersten Lehrganges an hat es sich bereits erwiesen, daß der Abschied vom Höllhof kein Abschied war. Sein Geist wirkte weiter in seinen Schülern, die ihn nun in ihre Familien, zu ihren Kameraden und Lehrern, an ihre Arbeitsplätze und in ihre Gemeinden trugen. Begleitet von ihrem Mitteilungsblatt „Besinnung und Aufbruch" trachten sie auch die Gegner dieser Idee zu überzeugen. Vor allem aber bedeuten sie für die heute noch in verständlicher Reserve verharrende Jugend einen gar nicht abzuschätzenden Gewinn, weil mit dem Höllhofgeist ähnlich wie mit dem Gedanken von Caux, dem geistigen Mittelpunkt der moralischen Aufrüstung, die Niederringung der Apathie, der Glaubenslosigkeit und des unfruchtbaren Pessimismus geht, weil, wo die Freiheit gelebt wird, der Frieden mehr gesichert erscheint als durch jeglichen politischen Zwang. Ein anschauliches Beispiel war die Auseinandersetzung, welche der französische Dichter Vercors mit den Lehrgangsteilnehmern des Höllhofs in aller Offenheit durchfocht. Ihm, der diesen deutschen Menschen die schärfsten Worte der Kritik um ihrer Selbstbesinnung willen entgegenschleuderte, der sie aufforderte: „Von euch hängt es ab und von sonst nichts als von euch: Menschen sein oder Knechte. Deutsche, meine Brüder wählt!" wurde eine diese Wahl deutlich veranschaulichende Antwort zu teil: „Es ist wahr, wir haben einmal entscheidend gewählt, und zwar in jenem Augenblick, als wir in den Zug eingestiegen sind. Wir haben uns leichtfertig einem Gefährt anvertraut, ohne uns zu vergewissern, ob die Notbremsen, die man uns zum Schein belassen hatte, auch wirklich funktionieren, ohne die Zuständigkeit des Mannes im Führerstand zu begrenzen, ohne neben seiner technischen seine moralische Eignung zu überprüfen!... Darin liegt unsere Schuld! Wir haben unsere Lektion teuer bezahlt. Entscheidend ist bei jeder Wahl die Frage nach der Wahrheit. Wißt Ihr um sie? Diese Frage wird uns täglich gestellt, und im fortwährenden Ringen um sie läutern wir uns von den Schlakken der Illusionen und von dem Gift der entstellenden Vorurteile." Dr. B.



„Deutsche, meine Brüder wählt!"



Lebhafte Diskussion nach einem Vortrage unter den Kursusteilnehmern . . .

. . . und hier unter den Gästen, der Gouverneur von Offenburg, Mr. Robert, und der badische Staatspräsident Leo Wohleb. Aufnahmen Lauterwasser

In zwangsloser Form lauschen die Teilnehmer im Diskussionssaal den Vorträgen. Hier wird der dritte Lehrgang eröffnet.







Die Sixtinische Madonna des Raffael



Diana bei der Heimkehr von der

DISPLACED PE

Nach der amerikanischen Armeezeitung „Stars and Stripes" sind siebzehntause
einigen weiß man, daß sie wie z. B. die Sixtinische Madonna in Moskau zur Scha
der Ostzone in Verwahrung. Was wird ihr Schicksal sein? Was wird aus den Schätz
konto setzen oder soll sich wiederholen, was der Nürnberger Gerichtshof über



Christus auf dem Gemölde „Der Zinsgroschen", das bekannte Werk von Tizion



Die schlummernde Venus, ein Meisterwerk des Giorgione



r Jagd — Peter Paul Rubens

RSONS 1948

end Gemälde aus der Dresdner Galerie abtransportiert worden. Von au gestellt werden. Der größte Teil befindet sich jedoch noch im Gebiet zen der Berliner Museumsinsel werden? Wird man sie auf ein Reparations- Rosenbergs 137 Waggons und 4174 Kisten in unser Schuldbuch schrieb?



Die Kupplerin des Vermeer van Delft



Nach Original-Aufnahmen von Franz Hanfstaengl München



Rembrandt mit Gattin Saskia — Ein Selbstbildnis des Künstlers

+ Erlesenes +

Die großartigen Fanatiker, die Propheten und die Schwärmer, wie die kleinen Schwindler sind immer da, und die Luft ist voll von ihnen; aber nur, wenn der Geist eines Zeitalters sich erhitzte, vermochten sie Krieg, Revolution und geistige Massenbewegungen zu erzeugen. Man kann mit Recht sagen: die Psychopathen sind immer da. Aber in den kühleren Zeiten begutachten wir sie, und in den heißen beherrschen sie uns.

Herrenmensch: eine Kombination aus der blonden Bestie, dem gesunden urweltlichen Helden und der Problematik des perversen entarteten Intriganten, Gewaltherrscher, Giftmörder unter den Fürsten der italienischen Renaissance, wie sie aus den Forschungen Jakob Burckhardts in die Gedankenwelt Nietzsches übergegangen ist — eine sonderbare Mischung aus Florenz und Urwald, aus Waltharilied und Machiavell.

Der Übermensch in dieser Form ist als züchterisches Ziel für die künftige Menschheit etwa so verwendbar, wie wenn ein Gestüt sich vornehmen würde, ein edles Rennpferd züchten zu wollen, das man aber zugleich müßte strapazieren können wie einen gelände- und wetterharten Steppengaul.

Ernst Kretschmer: „Geniale Menschen"

Das ist beim Kriegführen eine mißliche Sache: das Gelingen schreiben sich alle zu, das Mißlingen aber rechnet einer dem andern an.

Tacitus: „Agricola"

Räuber der Welt, durchstöbern sie jetzt auch das Meer, seitdem ihnen im Laufe der Verheerungen das Land zu wenig geworden ist. Voll Habsucht sind sie, wenn ein reicher, voll Ehrsucht, wenn ein armer Feind vor ihnen steht; weder Morgenland noch Abendland vermag ihnen zu genügen. Mit gleicher Leidenschaft strecken sie nach Reichtum wie nach Armut ihre Hände aus; Stehlen, Morden, Rauben bezeichnen sie lügnerisch als Regieren, und wo sie eine Wüste zurücklassen, dort, sagen sie, herrsche der Frieden.

Rede eines britischen Heerführers über die Römer.
Tacitus: „Agricola"

Merck zu Goethe, als diesen die beiden Grafen Stolberg zu einer Reise in die Schweiz abholen wollen:

Daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich. Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben ... Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen einen poetischen Gehalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.

Die Geschichte ist nicht der Boden des Glücks; die Zeiten des Glücks sind ihre leeren Blätter.

Hegel

In einer Zeit (1870):

Da der täuschende Frieden jener dreißig Jahre, in welchen wir aufwuchsen, längst gründlich dahin ist, und eine Reihe von neuen Kriegen im Anzug zu sein scheinen, da die größten Kulturvölker in ihren politischen Formen schwanken oder in Übergängen begriffen sind, da mit der Verbreitung der Bildung und des Verkehrs auch das Leidensbewußtsein und die Ungeduld sichtlich und rasch zunimmt, da die sozialen Einrichtungen durchgängig durch Bewegungen der Erde beunruhigt werden, so vieler anderer gehäufter und unerledigter Krisen nicht zu gedenken, würde es ein wunderbares Schauspiel, freilich aber nicht für zeitgenössische, irdische Wesen sein, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen, der über all diesen Erscheinungen schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut. Wer hievon eine Ahnung hätte, würde des Glücks und Unglücks völlig vergessen und in lauter Sehnsucht nach dieser Erkenntnis dahinleben.

Jakob Burckhardt:
„Größe, Glück und Unglück in der Weltgeschichte"

O Erde Dänemarks,

die Zuflucht uns geboten,
gib letzte Ruhstatt unsern müden Toten!
Wir wollen nichts für sie aus Deiner Fülle
als diesen kienenen Sarg und diesen Sand.
Nimm in Dein Dunkel die zerquälte Hülle,
vom Sturm des Krieges zu Dir hergetragen,
verweht wie welkes Herbstlaub überm Land.
O Erde, sanft wie einer Greisin Hand!
Sie hörten tröstlich noch auf ihrem Schragen
der Kiefernwipfel Rauschen, wie am Strand
daheim den Dünenwald. Durch ihre letzten Träume
ging Deiner Seeluft Atem. Und sie sahn
noch einmal unzerstört vertraute Räume,
und sie vergaßen Trennung, Flucht und Brand
und alles war wie in vergangnen Tagen.
Und durch die stumme Nacht –
als hätte wer die Türe aufgemacht –
klang fernher einer heis'ren Dorfuhr Schlagen,
es rollte von der Straße wie ein Wagen
und alles war vertraut und wohlbekannt,
es klirrte leis wie Sense an der Wand,
es glomm wie einer weißen Kerze Schein,
„O guter Nachbar, leise tratest Du ein!
Du riechst nach Acker. Reich mir Deine Hand.
Gut, daß Du da bist!"
Und sie schliefen ein.

O Erde sieh, – nur unsere Herzen weinen, –
nimm hin, Barmherzige, unsere armen Kleinen!
Du hast mit Milch und Brot sie mild gespeist,
nun wieg' sie ein! Denn sie sind ganz verwaist.
Von allzu viel Erleben ruhn sie aus,
ein frostverbrannter Anemonenstrauß.
Über der Heimat, die sie nie gekannt,
stand Blut und Brand.
In kurzem Wiedersehens Rausch erzeugt,
getragen auf verschneiten Wanderwegen –
ach, Not nur hat sich über sie gebeugt,
Haß sie verflucht, es war ihr erstes Regen
Entsetzen bei dem Heulen der Sirenen,
und Flüchtlingsschiffe waren ihre Wiegen.
Sie wußten nicht wie ruhig Kinder liegen
im weißen Krippchen, sanft daheim umsorgt.
Dach, das sie schirmte, war wie Kleid geborgt.
Du Erde, wardst der Kleinen Heimatland!
Sie haben Dich als Mutter nur gekannt.
Spiegelnd wie Wasser warf unschuldiger Blick
nur Deiner Wolken Wanderzug zurück.
Unschuld'ger Mund trank dürstend Deine Labe,
unschuld'ge Hand griff tastend Deine Gabe,
und Deine Sonne war das erste Glück,
das einzige, Erde, das sie hier gekannt!
O Erde Dänemarks, die Zuflucht uns geboten,
wir lassen Deinem Frieden unsere Toten!
Aus Deiner Hut kann nichts mehr sie vertreiben.
Wir müssen weiterwandern.
Sie nur bleiben.

Und gehn wie Kind vertrauend in Dich ein
und werden Staub von Deinem Staube sein.

AGNES MIEGEL 1945

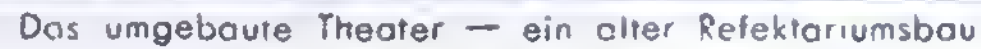


Die verlorene Heimat –

Heiligenlinde, ein Kloster in Ostpreußen

AUFNAHME: KLAR





Das umgebaute Theater — ein alter Refektoriumsbau



Traumszenerie aus "Santa Cruz" von dem Schweizer Dichter Max Frisch

HILPERT *in Konstanz*

WANDLUNG EINES THEATERS

Bildbericht van Werner Barchmann

Sein Theater war einst der Paetenwinkel in der emsig belebten unteren Friedrichstadt gleich hinter dem Berliner Weidendamm. Wirklich eine abgeschiedene Insel, wa die Musen den Spiegel der Paesie blank hielten. Tür an Tür lagen, verbargen hinter der kalkigen Mietshäuserzeile der Schumannstraße, in der Nähe der berühmten Charité, die beiden Bühnen: „Deutsches Theater" und „Kammerspiele". Hier haben nicht nur die ersten Theaterschlachten der neunziger Jahre um das dramatische Werk des jungen Hauptmann stattgefunden, hier wurde ein halbes Jahrhundert später, nach mitten im zweiten Weltkrieg, Wiener Theater in Berlin lebendig, als Hilpert Raimunds Zauberspiele inszenierte. Menschlichkeit, Lebensfülle, Witz und heitere unaufdringliche Gastlichkeit gaben sich in diesem Musenhaf ihr Stelldichein. Was Wunder, daß sich dem humarvallen Berliner auch die Pfarten des Wiener Theaters in der Josephstadt weit auftaten. Dart spielte er vall innerer Begeisterung und sprühend van Geist Shakespearesche Kamädien; unvergeßlich „Der Widerspenstigen Zähmung" 1939/40 mit Paula Wessely und Attila Härbiger in den Hauptrallen, oder es gingen „Was Ihr wallt" und „Viel Lärm um nichts" in der klassischen Wiener Besetzung über die Bretter, die die Welt bedeuten; und auch nicht zu vergessen die meisterliche Aufführung 1940/41 van „Maria Magdalena" in der Stadt, wa ihr Dichter einst unerbittlich um die Durchsetzung seines Werkes gerungen hatte, „Maria Magdalena" nicht mehr mit Hebbels Gattin, Christine Enghaus, sondern mit Hilde Krahl und Siegfried Breuer in den tragenden Rallen. Ja, in Wien wurde nach begeistert mit allem Glanz Theater gespielt, während ringsum die Bretter unter den Füßen der palitischen Spieler ins Wanken gerieten.

Niemals spielte Hilpert, dieser erfahrene Theatermann, den Herrn seines Hauses. Er war vielmehr dessen gütiger Gastgeber und Freund, auch der Freund und Lehrer seines Ensembles, sei dies nun eine erprabte ader eine nach junge, lernende Spielgemeinschaft. Hilperts Ensemble hat immer etwas van einer mittelalterlichen Bauhütte an sich, nicht Ruhm und Glanz für den einzelnen, sandern für das Werk und seine sinngetreue Wiedergabe. Viele gelangten unter ihm zur vallen künstlerischen Reife, ahne auch nur in einer Falte ihres Innern umgemadelt zu werden. Hilpert versucht ihren Kern, ihr Wesen herauszuarbeiten, damit diese dem Werk dienstbar sind. Sa entwickelte sich der Hilpert'sche Stil in ehrfürchtiger Arbeit und Werktreue van Anfang an eurapäisch mit der Absichtslasigkeit dessen, der jede Reklametrammel verwirft. Sa spielte Hilpert in zarten und nicht in harten Tänen, wenn wir uns nach einmal seine Spielpläne durch anderthalb Jahrzennte vergegenwärtigen, Shakespeare und Shaw, Gaethe und Grillparzer, Hauptmann und Kleist, Ibsen, Lape de Vega und Calderan. Die Madernen, die er seinem klassischen Rahmen einfügte, wählte er mit graßer Bedachtsamkeit. Irgendwa in ihren Werken mußten sie das Menschliche im Kern treffen, dem Hilpert nachspürte, und das ihm mehr galt als alle Aktualität.





Elvira und Pelegrin in Santa Cruz



Elvira und ihr Gatte, der Rittmeister, (Maria Ritz, Jäns Anderssan)



Der Tad Pelegrins (Ulrich Haffmann)





Sylvius und Phoebe (Hannes Hauser und Elisabeth Vehlbehr)



Orlando und Rosolinde (Andersson und Tatjana Iwonow)



Rosolinde und ihre „Muhme" Celia (Eva Maria Andres)

Diese Worte über das Einst müssen dem Jetzt vorausgehen. Nur so begreift man Hilperts Wagnis, heute in Konstanz, das heißt einer Grenzstadt des deutschen Südwestens, in eigener Initiative und aus eigenen Mitteln, also ohne laufende Subventionen; nur unterstützt und getragen von einer jungen begeisterungsfähigen Spielgemeinschaft, das Deutsche Theater, sein Theater neu zu eröffnen. Und es erstaunte niemanden, der Hilpert kennt, als er dies, getreu seinem Gesetz, nachdem er angetreten, mit Shakespeare tat. Die Eröffnung fiel noch in den Monat der internationalen Rencontres, der Studententreffen aus aller Welt, hier in dieser Metropole des Bodenseeraumes, dem Schnittpunkt abendländischer Kulturen. Als wir Hilpert fragten, warum er in offenbarem Rokokorahmen „Wie es Euch gefällt", also im Schäferstil, seinen wohldurchdachten Spielplan eröffnete, meinte er: „Ich spiele Shakespeares ‚Wie es Euch gefällt' sicherlich nicht aus Willkür im Rokokokostüm. Der Herzog, der von seinem Bruder, diesem Duodez-Tyrannen, vertrieben worden ist, geht in den Ardenner-Wald ‚Zurück zur Natur'. Hat er nicht bereits den Geist Rousseaus vorausgeahnt? Ahnt man in solchen Figuren wie Jacques und Probstein nicht schon einen Schimmer von Voltoire, ein Funkeln von Diderot? Und dann ist alles von Liebe überblüht und durchflutet, Liebe in allen Schattierungen, und wir in der Düsternis unserer Tage brauchen jenseits von jedem Juchhe-Optimismus diese Welt der Heiterkeit und Ordnung, die Shakespeare hier spiegelt."

Der erste Abend, sprühend von Ensemblegeist, nach nur zwei kurzen Probewochen, wurde im Beisein vieler Schweizer, Franzosen und angelsächsischer Gäste zu einer beglückenden, ernstgemeinten Huldigung für den Hausherrn.

Die zweite Aufführung, auch sie in nur wenigen Wochen vorbereitet, galt dem im Kammen begriffenen Schweizer Dichter Max Frisch mit seinem Stück „Santa Cruz", das Hilpert bereits in der Schweizer Uraufführung in Zürich inszeniert hatte. Das Stück nennt sich eine Romanze. Es ist in der Tat die dramatisierte Romanze einer Ehe, in der eine ungestillte Sehnsucht zur Flamme wird. Nach siebzehn Jahren glücklicher Gemeinschaft, kehrt in das festgefügte Haus des Rittmeisters und seiner Frau Elvira deren Jugendgeliebter ein, mit dem auch Elviras Mann schicksalhafte Bande verknüpfen. Pelegrin, der Seefahrer, hat nicht nur die Träume seiner einstigen Geliebten erfüllt, auch den Rittmeister hatte die Erinnerung an ihn, den auf allen Meeren Heimischen, den Weltumsegler nicht verlassen, denn diesem hatte sich erfüllt, was ihm vorenthalten blieb, weil er die Ehe mit Elvira und die Ordnung wählte — der Drang des Mannes in die abenteuerliche Ferne. „Santa Cruz", das überall liegen kann, wo sich menschliche Wünsche mit dem Traum der Leidenschaft verbinden, wird diesen drei Menschen zum Symbal ihres Lebens, seiner Stürme und Leidenschaften, seiner Erfüllung und endlichen Läuterung. So selbstverständlich Hilpert Shakespeares „Wie es Euch gefällt" in einen hellen Rokokorahmen stellt und ganz vom Geist, vom Wort, von der Gebärde her beleuchtet, sozusagen einen lieblich gemalten Himmel über den Wirbel menschlicher Leidenschaften spannt, so traumverwoben helldunkel stellt er „Santa Cruz" auf die Bühne. Hier erreicht seine Regie durch das geschickte Ineinanderlenken von Traum und Wirklichkeit bei betont sparsamen Mitteln auch dann noch eine mitreißende Wirkung, wo das Stück selbst dramatisch nicht ganz zu tragen vermag.

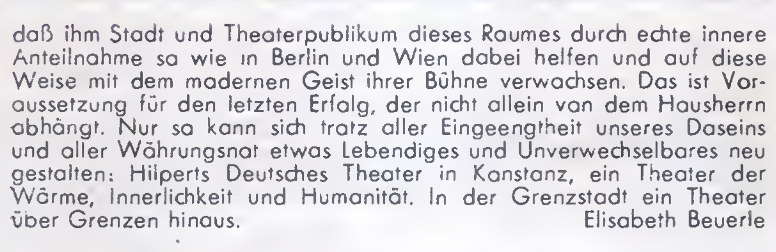
Als einzige „Prominenz" hat sich Hilpert für Konstanz den noblen Schauspieler der Nuancen, Carl Ludwig Diehl, verpflichtet. Diehl spielte in der dritten Konstanzer Aufführung, in Shaw's „Arzt am Scheidewege" die tragende Rolle des Sir Colenso Ridgeon. Und dieses satyrische Anklagestück auf die platte Überheblichkeit der alten Londoner Ärztewelt gewann durch ihn seinen menschlichen Akkord, den Moll- statt des Dur-Klanges. Diehl vereinte gleichsam in seiner Person die auseinanderstrebenden Fäden dieses mit beißender Ironie geschriebenen Stückes und verlieh ihm ein seltenes moralisches Rückgrat. Aber auch hier überzeugte von neuem der Geist des Ensemblespiels, aus dem sich dann wie makellose Bilder aus der Welt des Dichters und nicht nur des großen Spätters Shaw die von Elisabeth Müller gestaltete Jenifer, Inbegriff von Lieblichkeit und Opfermut, und der spitzbübische Maler Dubedat, ein Talent ohne Charakter abhoben, wobei auf diesen jungen Tunichtgut in seiner großen Sterbeszene im vierten Akt wirklich ein Licht aus dem Reich der Kunst und des geheiligten Schönen fällt, dem er in seinem letzten Gebet ergreifend huldigt.

Beim „Arzt am Scheidewege" konnte man sich überzeugen, wie unter Hilperts zwar milder, aber straffer Führung auch die anfänglichen Schwierigkeiten eines jugendlichen Ensembles überwunden wurden. Mit einer solchen Spielgemeinschaft kann es ihm gelingen, sein weitgestecktes Programm für Konstanz erfolgreich durchzuführen, vorausgesetzt,

Probstein, der Narr und sein Käthchen. Er hat sich für seine Liebesreise mit zu wenig Proviant versehen. (Siegfried Lowitz und Ursula Sträuli als Narr Probstein und sein Kätchen).







daß ihm Stadt und Theaterpublikum dieses Raumes durch echte innere Anteilnahme so wie in Berlin und Wien dabei helfen und auf diese Weise mit dem modernen Geist ihrer Bühne verwachsen. Das ist Voraussetzung für den letzten Erfolg, der nicht allein von dem Hausherrn abhängt. Nur so kann sich trotz aller Eingeengtheit unseres Daseins und aller Währungsnot etwas Lebendiges und Unverwechselbares neu gestalten: Hilperts Deutsches Theater in Konstanz, ein Theater der Wärme, Innerlichkeit und Humanität. In der Grenzstadt ein Theater über Grenzen hinaus. Elisabeth Beuerle

Die berühmten Ärzte um den sterbenden Maler Dubedat





Oben: Stimmungsvolle Atelierszene aus dem dritten Akt zwischen Dubedat und Jenifer, seinem Lieblingsmodell

DIE DRITTE DER KONSTANZER INSZENIERUNGEN: G. B. SHAW

Der Arzt am Scheidewege

Nebenstehend: Dubedat (Hannes Hauser), ein genialer Kerl ohne Charakter und Jenifer (Elisabeth Müller), seine Muse und sein Weib

Unten: Jenifer und der „Arzt am Scheidewege", dem Karl Ludwig Diehl in höchst nuanciertem Spiel ein nobles klassisches Profil verlieh



P A U L   C.   P R A G E R

Das große Experiment

EINE ERZÄHLUNG VON LIEBE, SEELE UND BLUT

Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebel und mit Schrauben."
Goethe, Faust I

„Herr Professor", sagte mit fühlbarer Erregung die Dame, die soeben das Sprechzimmer des berühmten Arztes betreten hatte, „ich habe allen Patienten den Vortritt gelassen, um Ihnen in den letzten Minuten Ihrer Sprechzeit unbedrängt einige Fragen vorlegen zu können, von deren Beantwortung durch Sie mein Lebensglück abhängt." — „Bitte, nehmen Sie erst einmal Platz, gnädige Frau", beruhigte sie der berühmte Mann lächelnd, „und denken Sie daran, ehe Sie mich Ihre Fragen wissen lassen, daß unser Lebensglück immer nur die Summe vieler Bemühungen sein kann und daß wir den Gang unsres Lebens, das heißt Glück oder Unglück unsrer Bahn, in jedem Fall erst nach vielen Jahren zu beurteilen vermögen. Allerdings ist Gesundheit eine sehr wesentliche Grundlage, und insofern sich ihre Fragen darauf beziehen, will ich Ihnen gern Rede und Antwort stehen. Das ist mein Amt." —

„Ich bin nicht krank", sagte die junge Frau, deren Schönheit durch die Wolke von Schwermut hindurch, die ihr Gesicht verhüllte, an das Portrait eines Malers der Romantik erinnerte. „Ich habe vielmehr in den letzten Tagen sehr aufmerksam Ihr großartiges Werk über die inneren Säfte gelesen und daraus entnommen, daß Sie den Sitz der Seele mit Bestimmtheit in das Blut verlegen." „Jawohl", sagte der Professor, „es ist dieser ganz besondere Saft, wie ihn der Weise von Weimar nennt, für mich ohne Zweifel Träger des Lebens und Sitz der Seele. Sind Sie gekommen, dieser Ansicht zu widersprechen?" — „O nein, durchaus nicht", sagte die Besucherin erschrocken, „ich bekenne mich ganz und gar zu dieser Überzeugung, ich muß mich allein schon darum dazu bekennen, weil meine Rettung, weil, um es noch einmal zu sagen, das Glück meines Lebens davon abhängt; denn Sitz des Lebens heißt doch dann wohl auch Sitz des Charakters, aller Fehler und Vorzüge. Wir sind nach Ihrer Lehre gleichsam die chemische Formel unseres Blutes, nicht wahr?" — „Ja, so etwa", sagte der Professor, „wenn diese Formel überhaupt jemand wüßte. Letzten Endes bleibt Blut eben doch ein Geheimnis. Wir ahnen viel und wissen nichts darüber." — „Dies alles bestärkt mich nur in der Ansicht, daß es der Sitz der Seele, die Quelle unseres Wesens sein muß", sagte die junge Frau. — „Mich auch", lächelte der Professor und fragte sich vergebens, wo sie hinauswollte. Sie aber fuhr unbeirrt fort: „Zum Beweis Ihrer These führen Sie in Ihrem Buch einige Beispiele an, die zunächst kaum glaubhaft erscheinen, und bei denen ich Sie auf Ehre und Gewissen fragen möchte, ob es sich damit wirklich so verhält, wie Sie es beschrieben haben. Sicher ist diese Frage für einen großen Gelehrten sehr naiv. Sie lächeln darüber, wie ich sehe. Aber für mich ist sie sehr ernst, denn es hängen davon alle Entschlüsse ab, die ich zu fassen habe."

Der Professor erhob sich. Die junge Frau hatte ihn wieder in den Bann seiner Forschungen versetzt. „Ich belächle Ihre Fragen keineswegs", sagte er, „Sie haben auch ein Recht zum Zweifel, denn auch für mich grenzen die geschilderten Experimente ans Wunderbare. Doch sie sind wahr, so wahr wie die Tatsache, daß wir jetzt miteinander darüber reden. Schade, daß Sie gestern Abend nicht unter uns weilten, als ich meinen engsten Freunden und Kollegen einen kleinen Film vorführte, der bereits heute morgen zu einem wissenschaftlichen Kongreß gesandt wurde. Der Film hätte Ihnen ein Experiment vor Augen geführt, bei dem Herz und Lunge eines toten Hundes, aus dessen Körper herausoperiert, in einem künstlichen Blutkreislauf wieder vollkommen ihre Funktionen erfüllen. Die Lunge wird dabei an Stelle der Muskeln durch einen künstlichen Blasebalg bewegt, und ganz wie im lebendigen Organismus empfängt sie dunkles Venenblut und gibt helles Arterienblut ab. Noch überwältigender aber ist es zu sehen, wie der vom Körper abgetrennte Kopf eines soeben gestorbenen Hundes wieder zum Leben gelangt, wenn man ihn mit Hilfe einer künstlichen Lunge mit frischem Blut versorgt. Der vom Rumpf getrennte Kopf kehrt ganz und gar ins Leben zurück. Er antwortet auf jeden optischen und akustischen Reiz und leckt sich höchst unwillig die Nase, wenn man sie mit prickelnder Zitronensäure bestreicht.

Dies alles aber sind nur Vorstufen zur Krönung des Ganzen, zu dem, was ich das Vollexperiment nenne, zur Erweckung eines toten Körpers. Einem narkotisierten Hund werden dabei die Halsadern durchschnitten. Das Blut wird ihm abgesogen, sodaß kein Zweifel mehr ist, daß der Hund wirklich tot ist. Er bleibt es nach meinem Willen etwa zehn Minuten. Dann wird mit Hilfe einer künstlichen Lunge das abgesogene Blut wieder in den zugehörigen Körper befördert. Nach wenigen Minuten schon schlägt der Hund die Augen auf, bewegt krampfhaft den Kopf und tut den ersten tiefen Atemzug in seinem neuen Leben. Zehn Tage später ist dieser Hund wieder ganz gesund, ein richtiger wilder, verspielter Terrier, wie er es immer war. Das etwa zeigt Ihnen mein kleiner Film."

„Ja, das ist großartig", sagte die junge Frau, die gebannt an des Professors Lippen gehangen hatte, „es ist ebenso großartig wie grauenhaft und wunderbar. Ich glaube, ich wäre vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen, wenn ich es hätte mit ansehen müssen." — „Auch meine Freunde waren nahe daran", lächelte der große Arzt. — „Und Sie glauben also, Herr Professor", forschte sie weiter, „daß dieses Experiment nach den gleichen Gesetzen auch beim Menschen anwendbar sein muß?" — „Aber natürlich", ereiferte sich der Professor, „es gibt gar keinen Grund, warum es nicht genau so am Menschen durchführbar sein sollte. Ich bin fest der Meinung, daß es mir im nächsten Krieg — Gott verhüte ihn — ohne Schwierigkeiten gelingen wird, Soldaten wieder ins Leben zurückzurufen, die soeben an einer schweren Verwundung gestorben sind. Man würde dann die Verwundung am leblosen Körper operieren und anschließend das frische Blut in den zusammengeflickten Körper zurückfließen lassen." — „Welche Aussichten, welch ein Segen für die Menschen", begeisterte sich die Besucherin in ihrer ihrer warmen herzlichen Art, „aber Sie haben noch niemals ein solches Experiment am lebenden Menschen durchgeführt, nicht wahr?" — „Nein", sagte der Professor, „theoretisch ist das auch gar nicht mehr nötig, es muß ja gelingen — aber es wäre natürlich schön, wenn man es einmal wagen könnte. Ich nenne es für mich ‚Das Große Experiment', denn es wäre die Krönung aller meiner Versuche." — Die junge Dame sah den Professor einen Augenblick an, atmete tief auf und sagte dann mit nur mühsam verhaltener Erregung: „Darum bin ich gekommen, Herr Professor, ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Ja, um ganz genau zu sein: Ich und meine Schwester, wir stellen uns beide zur Verfügung. Wir bitten Sie, das Experiment an uns durchzuführen, das für die ganze Menschheit von so ungeheurer Bedeutung ist."



Zeichnungen von Wilhelm M. Busch

Der Professor war sprachlos vor Erstaunen und er musterte seine Besucherin endlich mit so unverhohlenem Mißtrauen, daß sie verlegen lächelte, ehe sie von neuem Mut faßte und fortfuhr: „Sie sehen mich an, als ob Sie mich für wahnsinnig hielten. Aber ich versichere Ihnen, daß es mein und meiner Schwester freier Entschluß ist, mit diesem Experiment der Wissenschaft und der Menschheit zu dienen." — Der Professor sah sie an: „Und Sie wollen das wirklich nur aus dem Grunde tun, der Menschheit zu helfen?", fragte er langsam. — „Nein", erwiderte sie offen und ohne Zögern, „ich habe auch persönliche Gründe." — „Darf ich diese Gründe erfahren?" — „Muß das sein?", fragte sie zurück, „das Experiment verlöre nichts von seinem Wert, wenn Sie diese Gründe nicht wüßten." — „Ich muß es wissen", beharrte der Professor, „weil ich den Verdacht hege, daß Sie mit den nüchternen und höchst exakten Tatsachen meiner Untersuchungen höchst romantische Vorstellungen verbinden." — „Das ist durchaus nicht der Fall", sagte sie einfach, „wir haben beide, meine Schwester und ich, den Entschluß so sachlich und nüchtern gefaßt, wie Sie selbst Ihre Experimente nicht sachlicher durchführen können." — „Das beruhigt mich", sagte der Professor, „aber ich muß Sie trotzdem bitten, mir die Gründe für Ihren doch wirklich nicht alltäglichen Entschluß zu sagen." — „Würden Sie sich sonst weigern, meinen Wunsch zu erfüllen?", fragte die Besucherin. — „Allerdings!" sagte der Professor.

Die schöne, junge Frau lehnte sich im Stuhl zurück, schloß ihre Augen für einen Augenblick der Sammlung und begann dann, als wäre es die Geschichte einer Fremden, sachlich und kühl ihren Bericht: „Ich bin seit Jahren sehr glücklich verheiratet. Mein Mann ist Dirigent, ein sehr berühmter Dirigent, ich werde Ihnen darum meinen Namen erst sagen, sobald Sie sich für das Experiment entschlossen haben. Vor einem Jahr etwa starb meine Mutter, und wir nahmen meine Schwester, die bis dahin bei ihr gelebt hatte, in unsere Wohnung auf. Wir sind Zwillingen gleich äußerlich kaum zu unterscheiden. Das gab in der ersten Zeit sehr viele heitere Verwechslungen bei meinem Mann, bis wir uns entschlossen, uns jeweils durch andersfarbige Kleider kenntlich zu machen. Langsam aber bemerkte er, was uns Schwestern schon von jeher bekannt war, daß wir innerlich voneinander sehr verschieden waren, wie wir uns äußerlich glichen. Während ich sprunghaft von einer Stimmung in die andere, zumeist aber in so tiefe Schwermut verfalle, daß ich mich wie eine Ertrinkende an meinen Mann klammere, ist meine Schwester ein sehr ausgeglichener, heiterer Mensch. Sie ist sich in sich selbst so sehr genug,



daß sie kaum der Gesellschaft bedarf, wodurch sie aber für andere Menschen gerade anziehend wirkt. Denn sie hat die seltene Gabe, Anteil nehmen und zuhören zu können, ohne dabei doch selbst wirklich ergriffen oder von fremden Schicksalen erschüttert zu werden. Mein Mann, der sich in einer tiefen Schaffenskrise befindet, hat sich infolge dieser Eigenschaften nun immer mehr an meine Schwester angeschlossen. Nicht etwa, daß er mich dabei vernachlässigte; aber je aufmerksamer er mir äußerlich begegnet, um so mehr fühle ich, daß seine Liebe und Zuneigung nur meiner Schwester gehören. Sie allein vermag ihn für kurze Zeit wieder mit Zutrauen zu sich selbst zu erfüllen, während ich nur noch die Zeugin seiner Depressionen und Verzweiflungen sein darf. In diesem Zustand wachsender Qualen nun, aus denen ich keinen Ausweg mehr fand, fiel mir Ihr Buch in die Hände. Es erschien mir als Wink des Schicksals, denn es zeigte mir den Weg der Erlösung. Sie heißt: Austausch meines Blutes mit dem Blut meiner Schwester. Ich weiß, daß ich nur auf diesem Wege die Liebe meines Mannes zurückerobern werde. Und ich bin entschlossen, alles zu wagen für dieses Ziel. Nun sagen Sie mir, Herr Professor, ob Sie mir helfen wollen."

Der Professor antwortete nicht sogleich. Er betrachtete seine Besucherin nachdenklich und sagte dann, langsam seine Worte wählend: „Es beruhigt mich, daß Ihre Vorstellungen und Beweggründe nicht so phantastisch sind, wie ich zunächst fürchtete. Sie bewegen sich vollkommen in der Bahn meiner Gedanken und Untersuchungen. Dennoch möchte ich Ihnen eine Lösung Ihres Konfliktes vorschlagen, die ich für wesentlich einfacher halte und die einer unserer weisesten Männer für diesen Fall längst schon gefunden hat: Ich erinnere Sie an Goethes ‚Stella'."

Die schwermütigen Augen der jungen Frau leuchteten auf, als sie dieses Wort hörte: „Ach, Herr Professor", sagte sie, „Sie können mir glauben, daß ich bei all meinen verzweifelten Bemühungen auch auf diesen Ausweg gekommen bin. Ich wäre damit einverstanden gewesen, meinen Mann mit meiner Schwester zu teilen — aber das Unglück will es, daß sie sich von Jugend auf schon jeder körperlichen Berührung widersetzte. Nur schon der Gedanke daran erregt Abscheu und Entsetzen in ihr. Ich glaube, daß dies auf ein frühes Erlebnis zurückgeht, das sie bis heute noch nicht überwunden hat. Da aber mein Mann, je inniger ihre Liebe in ihm aufblüht, um so mehr auch nach einer körperlichen Vereinigung verlangen wird, so sehe ich Krisen und Qualen voraus, vor denen ich diese beiden mir so lieben Menschen auf jeden Fall bewahren möchte. — Und damit wissen Sie nun alles, was von mir aus zu Ihrer Aufklärung gesagt werden könnte, Herr Professor, und ich frage Sie noch einmal, ob Sie bereit sind, ein Experiment zu wagen, an das die leidende Menschheit große Hoffnungen knüpfen darf und das nebenbei für drei suchende Menschen der Ausweg aus vielen Qualen und Verwirrungen sein wird?"

Der Professor stand auf, trat zum Fenster und sah lange in den herbstlichen Park hinaus. Dann wandte er sich seiner Besucherin langsam wieder zu und sagte: „Ich kann mich so schnell nicht entscheiden. Ich bitte Sie, mir eine kleine Bedenkzeit zu geben. Kommen Sie morgen um die gleiche Stunde wieder, und ich werde Ihnen meine Antwort geben." — Die schöne Frau war mit dieser Entscheidung einverstanden und ließ den Professor, nachdem sie sich mit einem bezaubernden Lächeln ihrer ernsten Augen verabschiedet hatte, mit seinen Gedanken und Zweifeln allein.

*

Am Abend des gleichen Tages wurde dem Professor ein Herr B. gemeldet, der ihn dringend zu sprechen wünschte. Der Professor, der noch immer über seine seltsame Besucherin vom Vormittag nachdachte und bei all seinem Grübeln zu keinem Entschluß kommen konnte, wollte sich nicht stören lassen und bedeutete seiner Haushälterin, den späten Besucher abzuweisen. „Sie sollten ihn vielleicht doch empfangen", sagte sie, „es ist der berühmte Dirigent, und er scheint mir sehr aufgeregt zu sein." — „Warum sagen Sie das nicht gleich?" rief der Professor und lief an der Verdutzten vorüber aus dem Zimmer, um den Gast selbst hereinzubitten. B. war ein schon älterer Mann von guter Erscheinung, der sein graues Haar mit einer gewissen Eitelkeit zu tragen schien. Sein geistvolles, ein wenig verweichlichtes Gesicht verriet den gefeierten Liebling europäischer Konzertsäle, der es gewohnt war, mit leichter Hand seine Erfolge einzustreichen. Er war so aufgeregt, daß er schon zu sprechen begann, noch ehe er dem Arzt gegenübersaß, und er brachte nach wenigen einleitenden Worten auch sofort die Ursache dieser Erregung zur Sprache: „Ich weiß, daß meine Frau heute bei Ihnen war, Herr Professor, und daß sie Ihnen Vorschläge gemacht hat, die Ihnen schlechterdings phantastisch vorgekommen sein müssen." — „Wohl mehr ungewöhnlich als phantastisch", sagte der Professor, „denn Sie müssen bedenken, daß meine täglichen Versuche schon die Grenze des Phantastischen streifen. Aber ich bin trotzdem froh, daß Sie gekommen sind, verehrter Herr B. Leider hatte mir Ihre Gattin Ihren Namen verschwiegen, sonst hätte ich Sie aus eigenem Antrieb schon aufgesucht. Der Entschluß, vor den mich Ihre Gattin gestellt hat, ist so schwer, daß ich auf jeden Fall zuvor Ihre Meinung zu erfahren gesucht hätte. Und das wäre um so notwendiger gewesen, als ich Ihrer Erregung jetzt schon entnehme, daß Sie Ihre Einwilligung zu diesem Experiment wohl nicht geben werden."

Der Dirigent rang ekstatisch die Hände: „Aber ganz im Gegenteil, Herr Professor, Sie müssen es tun; es gibt gar keine Rettung sonst. Meine Frau hat sich völlig verrannt in diesen Gedanken des Blutaustausches. Deshalb komme ich zu Ihnen. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der darauf hinausläuft, daß Sie es tun, ohne es zu tun! Verstehen Sie mich?" — „Kein Wort versteh ich", brummte der Professor, „entweder tue ich es oder ich tue es nicht." — „Nein", sagte der Dirigent, „ein Entweder-Oder gibt es nur bei den Philosophen; das Leben selbst besteht aus Kompromiß und Synthese, und einen Kompromiß habe ich Ihnen vorzuschlagen, der uns allen helfen wird." — „Da bin ich neugierig", brummte der Professor abermals, denn er war ein Gegner von Kompromissen. Aber der Dirigent fuhr unbeirrt fort: „Ich kenne einen hervorragenden Psychiater, der auf analytischem und hypnotischem Wege große Heilerfolge aufzuweisen hat, den dachte ich zu Ihrem Experiment hinzuzuziehen. Ich stelle mir also vor, daß alle Vorbereitungen getroffen werden und daß die beiden Damen inmitten der Apparaturen im Operationsraum von Ihnen und dem Psychiater empfangen werden, der als Ihr Assistent vorgestellt wird. Und meine Frau wird anschließend, befangen schon durch die Umgebung, die Durchführung der ganzen Operation als wirkliches Ereignis in der Hypnose erleben. Der Psychiater, mit dem ich sprach, ist der Meinung, daß die Wirkung auf meine Frau die gleiche sein würde, als ob der Blutwechsel wirklich vorgenommen worden wäre." — Der Professor scheute sich nicht, laut aufzulachen, als der Dirigent geendet hatte: „Jetzt kommen Sie mir aber phantastisch vor, mein Lieber. Sie sind wirklich ein Künstler, das läßt sich nicht bestreiten." — „Sie meinen also, Herr Professor, daß sich das nicht durchführen läßt?" fragte der Dirigent enttäuscht. — „Jedenfalls nicht bei mir", antwortete der Arzt trocken, „als große Nummer in der ‚Skala' könnte es vielleicht ein Erfolg werden." — Diese Vorstellung brachte auch den Künstler zum Lachen, obwohl sein Gesicht tiefe Enttäuschung und Resignation verriet. „Trotzdem haben Sie mich auf einen guten Gedanken gebracht", fuhr der Professor nach einer Weile fort. „Wir können das Ganze wirklich durchführen, ohne es durchzuführen und auch ohne Ihren Zauberkünstler zu bemühen, der mir ohnehin nicht sehr sympatisch ist. Nach meiner Erfahrung ist nämlich jede Narkose schon eine halbe Hypnose. Wir werden also die beiden Schwestern in den Operationsraum führen, wo sie die gesamte Apparatur der Transfusion bemerken sollen. Ich werde beiden dann ein leicht berauschendes Narkosemittel einspritzen, und sie werden nach angemessener Zeit in dem Glauben erwachen, ihr Blut miteinander vertauscht zu haben. Und sie werden davon umso eher überzeugt sein, als sie beide kleine, verbundene Wunden an ihren Armen bemerken werden, die jene Stellen bezeichnen, an denen den geöffneten Adern das Blut abgesogen und wieder zugeführt wurde." — „Ja, das ist die Lösung, das ist großartig, das ist ganz wunderbar", schrie der Dirigent begeistert. — „Wenn Sie mir Ihr schriftliches Einverständnis geben, bin ich bereit, diese kleine Komödie durchzuführen", sagte der Professor, „denn ich bin davon überzeugt, daß es genügt, Ihre Frau zu heilen, indem man sie nur in ihrer Überzeugung bestärkt." — „Das ist auch meine Meinung", sagte der Dirigent. „Sie bekommen die Unterschrift natürlich von mir, aber ich muß Sie bitten, Herr Professor, meiner Frau nicht zu sagen, daß ich von der ganzen Sache weiß. Meine Schwägerin hat mich nur deshalb darin eingeweiht, um meines Einverständnisses zu ihrer Zustimmung sicher zu sein, — und ich bitte Sie nun, die ganze Operation sobald als möglich durchzuführen, damit wir alle unsern Frieden wiederfinden." — „Dazu will ich Ihnen helfen", sagte der Professor, und ließ das Schriftstück, das er inzwischen entworfen hatte, von dem Dirigenten unterzeichnen.

*

Nachdem Eva B. am nächsten Tag das Einverständnis des Arztes erfahren hatte, wurde wenige Tage später das Experiment genau so durchgeführt, wie es der Professor dem Dirigenten vorgeschlagen hatte. Die beiden Schwestern wurden angesichts großer Apparaturen zum Blutaustausch in Narkose versetzt und erwachten nach angemessener Zeit in dem festen Glauben wieder, daß eine jede mit dem Blut der andern begabt worden sei, und der Professor festigte diese Überzeugung noch in ihnen, indem er eindringlich ver-



sicherte, daß die erwartete seelische Wandlung sich bald schon in ihren Folgen wohltätig zeigen würde.

Und wirklich schien diese Voraussage wunderbar in Erfüllung zu gehen, als immer mehr offenbar wurde, daß sich die Düsternis über Eva B. aufhellte und einer lebensfrohen Gelassenheit zu weichen begann, in deren Folge sich der Dirigent mit der ganzen Hingabe neuerwachter Liebe seiner Frau wieder zuwandte. Aber gerade an dieser Neigung sollte sich nach einer geringen Spanne gemeinsamen Glückes bald schon eine furchtbare Wahrheit zeigen, als nämlich die so glücklich beginnende innere Wandlung der Eva B. gleichsam wuchernd über ihr Ziel hinausschoß. Hatte sie im Anfang noch die neue Leidenschaft ihres Gatten bewegten Herzens hingenommen, so begann sie einige Zeit später schon, sich ihm zu entziehen, wies ihn immer kühler zurück und floh ihn zuletzt ebenso heftig, wie sie ihn vordem gesucht hatte; ganz also jenem Zustand der Abwehr verfallend, der zuvor ihrer Schwester eigentümlich war. Diese hingegen fiel in der entgegengesetzten Richtung der geheimnisvollen Verwandlung zum Opfer, als in ihr eine so heftige Leidenschaft für ihren Schwager mit überwältigender Kraft sich Bahn brach, daß sie ihn, alle Selbstachtung vergessend, zuletzt anflehte, sie ohne jede Rücksicht auf Sitte und Gesellschaft zu seiner Geliebten zu machen. In diesem fürchterlichen Wechsel von heiß und kalt, von Abwehr und Leidenschaft verlor nun auch der Dirigent immer mehr sich selbst, um schließlich in jenem verhängnisvollen Augenblick, da seine Frau ihn gänzlich verlassen wollte, ihrem Leben und seinen Qualen mit einem Revolverschuß ein Ende der Verzweiflung zu setzen.

*

Der junge Untersuchungsrichter lehnte sich im Stuhl zurück. Er hatte seinen Bericht beendet. Nach einer Weile fügte er hinzu: „Das ist der innere Gang der Ereignisse, die zu dem Gattenmord im Hause B. geführt haben, Herr Staatsanwalt. Und ich möchte auch in diesem Fall den alten Wahrspruch für berechtigt halten: Nicht der Mörder, die Ermordete ist schuldig. Ich glaube nicht, daß Ihnen das Gericht bei dem Antrag auf Mord folgen wird." — „Es ist ein Mord im Affekt mit vielen mildernden Umständen", sagte der Staatsanwalt, „daran kann kein Zweifel sein. Aber es ist ein Mord, und wir müssen unsere Pflicht tun. Und ich bin immer noch im Zweifel, ob es nicht zu dieser Pflicht gehörte, auch den Arzt nach anzuklagen. Er hat mit seiner Komödie die ganze Tragödie doch eigentlich erst möglich gemacht." — „Die Anklage wäre nicht unberechtigt", stimmte der Richter zu, „aber er hat sich in weiser Voraussicht von allen Beteiligten eine schriftliche Einwilligung geben lassen, die ihn von jeder Verantwortung befreit."

„Ja, das ist es", seufzte der Staatsanwalt, „wir können ihn nicht fassen. Und dennoch hat er sich mit seinem Experiment, wenn man es recht bedenkt, eigentlich selbst widerlegt. Wille und Vorstellung allein genügten, um zwei Menschen von Grund auf in ihrem Charakter zu verändern, es bedurfte des Blutes gar nicht. Das beweist doch, daß Geist und Seele des Menschen mehr sind als nur Chemie und Materie, daß sie vielmehr Kraft, Dämonie und Anhauch einer höheren Macht sein müssen. Anhauch Gottes — ja, ich bin einverstanden — es kann nichts anderes sein." — „Ein Anhauch aber", fuhr der Richter fort, „der sich ebenso in der Schönheit und Größe des menschlichen Genius offenbart, wie er auf der andern Seite, seine Herkunft leugnend, mit wilder Leidenschaft gegen sich selbst und den Bestand der ganzen Welt zu wüten vermag. Manchmal, denke ich, Gott hätte diesem Genius zu große Freiheiten gegeben." — „Vergessen Sie nicht", lächelte der Staatsanwalt, „daß dieser Genius des Menschen seine Freiheit dazu benutzte, in einem großen Augenblick sich selbst in die Fesseln seiner Gesetze zu legen, und daß wir Richter dazu berufen sind, ihn in seinem eigenen Namen gegen die Selbstvernichtung zu bewahren." — „Möge doch niemand", sagte der junge Richter ernst, „der unseres Amtes ist, diesen hohen Auftrag jemals vergessen!"

BAYA

EIN ARABISCHES WUNDERKIND

Eine in Paris viel diskutierte Entdeckung französischer Kunstkenner, die immer besonderen Sinn für naive Malerei besaßen, ist die vierzehnjährige Araberin Baya, die malt, modelliert, erzählt.

Baya, das vierzehnjährige Arabermädchen, fand man während des Krieges in einer Oase Algeriens bettelnd vor der Tür von Europäern. Ein französisch-englisches Malerehepaar nahm sich seiner an. Aus Dankbarkeit bemalte eines Tages Baya in deren Abwesenheit die Wände des Ateliers mit Blumen und Schmetterlingen. Man erkannte das starke Naturtalent der kleinen Araberin, die nie zuvor etwas gemalt hatte. Sie bekam von ihren Gastgebern die Möglichkeit, ungehindert ihren farbigen Phantasien nachzugehen. Bayas Ruf drang nach Paris. Bald wurde sie zur Ausstellung ihrer Bilder und Plastiken dorthin gebracht. Kunstverstand und Geschäftstüchtigkeit des Pariser Kunsthändlers Maeght erwiesen sich als siegreich: in nächster Zeit sollen Bayas vielgekaufte Bilder auch in New York ausgestellt werden, und ein Verleger plant die Herausgabe ihrer selbsterzählten (schreiben und lesen kann die kleine Künstlerin nicht) und von ihr farben- und formenreich illustrierten arabischen Märchen.



Mr. M. fährt nach PARIS

Zeichnung
Liesl Kraft, Konstanz



Alle Männer, die ich kenne, finden den „New Look" schrecklich. Ich habe selten eine salche Ablehnung einer Made erlebt wie angesichts dieses unglückseligen, verlängerten Glackenrockes und der Taille mit dem Schößchen. Offengestanden, ich war zuerst auch dagegen. Aber welche Frau leistet einer Mode länger als einige Wochen erfalgreich Widerstand? Alsa, das gebe ich zu. Aber kategarisch lehne ich ab, daß wir Frauen für die Made und ihre Verirrungen verantwortlich zu zeichnen hätten. Wer in diesem Herbst zur Kleiderschau in der franzäsischen Hauptstadt war und die Wege der „Haute Cauture" kreuzte, vermochte einen kleinen Eindruck zu gewinnen van dem, was sich in der Welt der Made abspielt.

Es sei eine bemerkenswerte Tatsache, schrieb eine graße New Yarker Zeitung, daß Frauen und besonders Amerikanerinnen jede Selbstkontrolle beim Anblick des Etiketts im Kleide eines Pariser Luxusgeschäftes verlören. Ich weiß nicht, ab die Amerikanerinnen sich da etwa var anderen auszeichnen, aber ich weiß, daß die Mode eine ansteckende Krankheit ist. Diesseits und jenseits des Ozeans wirkt ihr Bazillus. Was in Paris gezeigt wird, trägt man sechs Monate später als „Dernier Cri" in New York. Um den Siegeszug der Pariser Schöpfungen zu verfalgen, müßte man viele „Dessous" kennen u. a. auch die Geschichte van Mister M., der alle sechs Manate mit müder Eleganz und 50 000 Dollar in Paris eintrifft. Was macht dieser Herr mit salch beharrlicher Regelmäßigkeit in der französischen Kapitale? Diesmal sah er besanders abgespannt aus, als er die „Queen Mary" verließ. Man erzählte uns, er habe furchtbare Tage und Wachen in Amerika hinter sich. Alles wegen des „New Look". Mister M. ist nämiich Einkäufer für die bedeutendsten amerikanischen Warenhäuser. Er bestimmt mehr ader minder den Stil, den die eleganten Amerikanerinnen jedesmal nach seiner Pariser Reise tragen. Man könnte ihn graue Eminenz der Mode nennen. Jedenfalls war er 14 Tage lang van margens 9 Uhr bis abends 10 Uhr, ja manchmal bis 1 Uhr nachts unterwegs, um seine 50 000 Dollar richtig zu placieren. Nur ein Drittel des Geldes wurde für Kleider verwendet. Wie eine Frau, die sich ein neues Kleid kauft, gab er das Zweifache aus für die reizenden Kleinigkeiten, die dabei sa mitgehen: für Handtaschen, Parfüms, Handschuhe, Tüchlein, Clips und künstliche Blumen. In der ersten Woche kanzentrierte sich Mister M. nur auf die größten Häuser. Es gibt in Paris ungefähr 1800 eingetragene „Maisons de cauture", van diesen sind 100 „Maisans de créatian", also Spitzenhäuser der „Haute cauture". Diese Häuser kankurrieren Jahr um Jahr mit echt französischer Leidenschaft um das, was die Frauen in aller Welt tragen werden. Van all diesen Häusern besuchte Mister M. in diesem Jahr nur sieben, und jedes Mal betrachtete er die Kallektion van ungefähr 200 Kleidern.

Was wir nicht durch Mister M. erfuhren, härten wir van anderen. Die Frauen seien in Ekstase geraten vor Schiaparellis deutlich vam Dschungel inspirierten Abendkleidern, die vielfach mit Affenpelz und Tigerfell besetzt waren, vor Maggy Rouffs tief entblößter Rückenlinie und dem knappanliegenden, schimmernden Hachzeitsgewand van Jacques Fath, das erst in letzter Minute mit fliegender Nadel zusammengenäht warden war und ganz für sich unter den Harfenklängen eines „Ave Maria" vorgeführt wurde. Neue Schattierungen fielen auf, wie etwa: zigarrenbraun, seerosenton, sanftes Schwefelgelb und garnelenrosa. Das Bemerkenswerteste war der geradezu extravagante Verbrauch von Material. Wir hörten van 36 m für ein einziges Kleid. Diese Materialverschwendung zeichnete besanders die Kollektion eines New Laak-Schäpfers wie Christian Diar aus. Diar, der für jedes Monstrum dieser Art 1000 Dallar verlangte, verfalgte dabei einen ganz bestimmten Plan. Er versteht nämlich etwas van „Publicity" und weiß, welche Karriere aft gerade den ausgefallendsten Ideen namentlich in Übersee varbehalten ist. Darauf spekulierte er. Dior weiß genau, daß es jetzt darauf ankammt, sich neue Märkte zu erschließen. Gelingt es nicht, sa kann die Haute Cauture van Paris die gegenwärtige Krise nicht überstehen. Die Hahe Schule der Kleiderkunst befindet sich nämlich in einer sehr bedrängten Lage. Lucien Lelang, einst mit Patau der gefeierte Liebling der madischen Frau, schlaß deshalb schan im Juli seinen Laden — angeblich krankheitshalber, in Wirklichkeit aber, weil seine Firma wie so viele andere ins Blaue gearbeitet haben. Dior sah das alles varaus. Er erkannte rechtzeitig, daß in Europa kein Markt mehr ist für Kleider und Ideen von 1000 Dollar. Deshalb eröffnet er demnächst Filialen in der Fifth-Avenue. Mister M. kaufte übrigens 10 Kleider bei Diar. Im ganzen nahm er 35 mit, nachdem er in sieben Salans 1000 angesehen hatte. Jedes Madell kastet, bis es in Amerika ist, 500 Dallar. Der Preis ist sa hoch, weil der Einkäufer mit dem Kleid das Recht erwirbt, es zu kapieren bzw. umzugestalten.

Die meisten Käufer, über 100, kamen in diesem Jahr aus Amerika. Aber man sah auch Einkäufer aus England, Kanada, Belgien und Italien. Mister M. gab in diesem Jahr die gleiche Summe aus wie im vergangenen, aber er erhielt nur ein Drittel der Ware. So stark sind die inflatianistischen Tendenzen in Frankreich. Immerhin nimmt die Madeindustrie einen bedeutenden Platz im französischen Expart ein, ganz davan abgesehen, daß sie eine Attraktian für den Fremdenverkehr bildet.



NEW YORKER MODELLE





WELTMODE
1948
für Herbst und Winter

Große Modehäuser zeigen:

CHRISTIAN DIOR: Mäntel mit hohem Kragen, vorn zur Krawatte gebunden. Gefaltete Taille, durch Ledergürtel gehalten. Weite profilierte Rückenwirkung. Paletots über engen Röcken. Kostüme und Gürtel auf Faltenröcken. Schöne Schottenmuster. Kleider weit und hoch geschlossen in feinen Tuchstoffen. Coctailkleider, kürzer und in persischen Mustern, schöne Stickereien. Hüte mit spitzem Kopf. Hohe Stiefel aus Wildleder oder Samt. Neuer Dreiecksausschnitt für Nachmittagskleider mit Spitzen. Gewaltige Abendkleider, sehr gerade mit tiefsitzendem Puff, saphirblau an Stelle von Schwarz.

JEAN DESSES: Büste und Hüften eingeengt. Weiche Abnäher, Draperien unterhalb der Knie oder an den Hüften. Neue Bewegtheit der Mäntel, vorne weit, im Rücken zusammengezogen. Pelz- und Stoffbesatz statt Kragen. Zum Teil bestickte glanzvolle Abendkleider, Bänder und Applikationen aus Pelz, meist Nerz. Kleine spitzgestellte Hüte mit Schals oder mit Velourschals drapierte Filzkappen.

JACQUES HEIM: Sehr feine Silhouetten, teilweise unsymetrische Effekte. Kimonoschnitte, hochgeschlossen und straff über der Büste. Röcke teils eingerollt. Enge, über den Hüften natürliche Linienführung. Die Mäntel gradlinig und oft mit Pelz gefüttert. Einige hochgeknöpfte Jakken. Abendkleider, die unterhalb des Knies weit werden.

JACQUES GRIFFE: Sehr gradlinige Kleider. Länge bereits wieder 32 cm vom Boden. Entzückende, hochgeschlossene Morgengewänder. Vielfache Verwendung von Gürteln aus Leder oder Stoff und schönen Schleifen. Kleine, geknöpfte Jacken mit hinten abstehenden Schößen zu engen Röcken. Große, weitfallende Mäntel. Sehr elegante Cocktail- und Abendkleider, Oberteile aus plissiertem Seidenmousseline, blaßgrau zu großen schwarzen Samtröcken. Auch Blusen und Kleider aus Taft und Lamé. Festkleider aus changierendem oder reich bestícktem Samt, auch aus Tüll oder Spitzen. Einige Nachmittagskleider sehr hoch geschlossen. Farben überwiegend schwarz und grau.

JEANNE LAFAURIE: Ein Spiel mit Farben und schönen Stoffen in unerwarteten Wirkungen. Sehr hoch gestellte Taille mit durch schwere Draperien markierte Büste oder gewagte Ausschnitte. Auch in dickeren Wollstoffen vollendete Kleider im Stil des Directoire. Ferner Kleider in weichem Jersey, elegant auf Figur gearbeitet. Die Röcke hier bereits 35 cm vom Boden. Daneben eine verwirrende Serie langer Abendkleider aus leichtem Tüll, Samt oder Seide, zum Teil durch Stikkerei bereichert.

MARCEL ROCHAS: Lange und weite Mäntel, dicke, weiche Wollstoffe in ausgesuchten Farben mit großem Umschlagkragen, mit kostbaren Spitzen, Jabots oder weichen Schals drapiert. Darunter Wespentaille, 49 cm, mittels eines neuen Korsetts und aufs äußerste unterstrichen. Westen, Boleros, sehr schick gearbeitet und betont weiche Hüftlinie. Für den Abend in Seidensamt, Satin oder Crêpe de chine, sehr eng an den Knien gearbeitete Kleider, die sich plötzlich mittels Volants aus kontrastierenden Stoffen stark erweitern. Graziöse Hüte, der Kopfform angepaßt, die nach hinten getragen werden und seitwärts verbreitert sind.

GERMAINE LECOMTE: Hier wird der natürlichen Linie des Körpers gefolgt, die schmalen Schultern unterstrichen, die Taille markiert, die Hüftlinie abgeschwächt. Sehr schöne Komplets für Sport und Reise. Weite Mäntel. Dreiviertellange Jacken. Viel Schottenmuster in dunklen Farben. Enge, seidene Cocktailkleider, diskret drapiert. Abendkleider aus Spitzen, Samt oder beidem zusammen verarbeitet mit Straß-Stickereien.

BRUYERE zeigt im Gegensatz zu sehr weiten Mänteln anliegende Kleider und Kostüme. Die Mäntel mit hohem Kragen sind häufig mit einem Ledergürtel gehalten und mit betont weitem Ärmel. Viele karierte Wollstoffe. Auch jugendliche, dreiviertellange Mäntel über wallenen Nachmittagskleidern. Einfache Morgenkleider mit Hemdbluse und Faltenrock. Drapierte Nachmittagskleider mit unsymetrischer Rocklinie, zuweilen ungleich lang oder gezackt. Sehr schöne Phantasiekostüme, zum Teil mit Pelz verbrämt. Für den Abend Modelle mit dem neuen geschlitzten Rock oder mit dekolltiertem Oberteil und einem Rock, dessen Weite sich nach unten verliert. Auch einige kürzere Abendkleider mit orientalischer Stickerei. Pelzkollektionen und Stoffe betont kostbar.

MAGGY ROUFF schlägt zwei Linien vor, die sie mit großer Geschmacksicherheit anwendet. Und zwar ebenso beim Stadtkleid wie auch beim großen Abendkleid. Einmal in der Drapierung vorn und an den Hüften bei eng gehaltenen Röcken, oder aber bei Betonung der Büste im Gegensatz zu sehr engem Rock.

PAQUIN bringt geschmackvolle Variationen des Directoire. Mäntel mit sehr hoher Taille, weit mit Gürtel und großem Umschlagekragen. Umhänge und Pelerinen runden die Schulterlinie. Die Schneiderkostüme mit geraden Röcken zeigen anliegende Jacken mit kleinen Schößen. Ein Schnitt, der die Figur zur Geltung bringt. Von der hohen Taille gehen im Rücken weite Falten oder Abnäher bei einigen Modellen aus. Die weichfallende Linie entfaltet sich besonders in den Abendkleidern. Die kleinen Hüte, glockenartig geschnitten, oder auch Zylinder, stehen im Einklang zu der Gesamtlinie: Directoire.

LANVIN greift auf das Empire zurück. Gehobene Taille, ausgewogene, schlanke Linie. Die Röcke sind enger und fallen nur nach hinten etwas weiter und dadurch bequem. Die Länge richtet sich je nach der Tageszeit, die Schneiderkostüme sind klassisch und anliegend, die Mäntel weit und weich, in schönen Wollstoffen. Sie werden über den Kostümen getragen. Für Vormittagskleider die verschiedensten Karos. Zu ganz einfachen schwarzen Wollkleidern mit Ozelot oder Marder besetzte, schlichte Mäntel. Kleine Paletots in farbigen Wollstoffen, mit Pelz gefüttert und garniert. Nachmittagskleider zum Teil aus Samt in schlichten Formen und herrliche, weite, mit Empireausschnitt versehene Abendkleider, zart mit Tüll oder Spitze am Ausschnitt verarbeitet. Reiche pelzgeschmückte Abendmäntel in lebhaften Farben.

Dagegen ist es interessant zu beobachten (Bilder auf der linken Seite), was zwei große New Yorker Modehäuser an Tageskleidern zeigen — und zwar Adler & Adler und die Firma Varden Petites in New York. Sie führen die bunte Fülle der französischen Tages- und Nachmittagskleider auf das klassische Kostüm, das noble, zweireihig geknöpfte Prinzeßform-Tuchkleid, sowie ein sehr schlichtes, in der Linienführung betont schlankes Jackenkleid mit andersfarbigem Rock zurück. Hier drückt das Land der unbegrenzten Möglichkeiten seinen unbedingten Sinn für das Zweckmäßige in unseren Tagen aus, das es sich aus der verwirrenden Vielfalt von Paris herauspickte.

Aufnahmen: Associated Press (3), Südena/AFP (4)







PARISER MODELLE





Carl Raddatz und Rosemarie Hatheyer in dem Walter Ulbrich-Film „Wohin die Züge fahren", dem ersten Spielfilm der französischen Zone. 1946 erntete Ulbrich als Verfasser und Produzent von „Unter den Brücken" infolge der sauberen Haltung und künstlerischen Ernsthaftigkeit seiner Arbeit bereits internationale Anerkennung auf den Filmfestspielen in Locarno. Außenaufnahmen sind jetzt im Gange.



Letzter Drehtag des Helmut Käutner-Films: „Der Apfel ist ab". Die teuflischen Kellner halten für Adam und Eva die Rechnung bereit. Dieser neue Käutner-Film rief bereits vor seinem Erscheinen heftige Diskussion hervor. Warten wir es ab. Eines ist sicher, kauzige und originelle Einfälle birgt auch diese künstlerische Arbeit des bekannten Regisseurs, der allein schon durch die surrealistische Ausstattung von Wolfgang Znamenacek eine besondere Atmosphäre gewinnt. Aufn. Ritter (5), Flöter (1)



DEUTSCHE *Filme* IM ANLAUFEN

Fritz Kortner wieder in Deutschland! Er filmt mit Rosemarie Murphy, der Tochter des politischen Beraters von General Clay in dem Film der Objektiv-Film-Produktion „Der Ruf", dessen Drehbuch er noch in USA fertigstellte, bevor er in Geiselgasteig die Hauptrolle übernahm. Seine Partnerin spielt als erste amerikanische Schauspielerin in einem deutschen Nachkriegsfilm. Regie führt Josef v. Baky.



Marianne Hoppe am Schneidetisch in Geiselgasteig. Kritisch betrachtet sie mit dem Regisseur Kurt Hoffmann (rechts) und dem Schnittmeister Schyssleder die Musterkopie ihres soeben fertig gedrehten Films „Das verlorene Gesicht". Dieser Film der neuen Deutschen Filmgesellschaft, in dem sie unter einer tiefeingreifenden Zwangsvorstellung in die Rolle einer Mongolin einschlüpft, wirft wie der bekannte englische Film „Der siebente Schleier" psychoanalytische Fragen auf. Der Film verspricht einiges.

Bild unten: Unter der Regie von Rolf Meyer stellt die „Junge Film-Union" in Hamburg mit den letzten Atelieraufnahmen ihren Film „Die Söhne des Herrn Gaspary" fertig. Ein zeitnaher Film, dessen Thema das Schicksal zweier Söhne einer 1933 auseinandergerissenen Familie bildet. Ein Film ohne Trümmer. Unser Bild zeigt von links nach rechts: Anneliese v. Eschstruth, H. Holberg, F. M. Tellering und Lil Dagover





SPORT vom ufer aus

Amerikas Spiel Nr. 1

Was dem Deutschen das Fußballspiel, den Engländern im Sommer Cricket, sonst Fußball, und den Franzosen der Radsport ist, ist dem Amerikaner Baseball. Seine Popularität übertrifft Football (wos wir hierzulande „Rugby" nennen), die Leichtathletik und Boxen bei weitem, und nur das in den Staaten von Millionen betriebene, aber vorwiegend auf die Halle beschränkte Basketballspiel übertrifft Baseball an Zuschauer-Jahreszahlen, kommt aber nie und nimmer an die brennende Popularität heran, die Baseball besitzt. Ein bißchen Statistik kann nichts schaden: Jährlich zieht drüben Basketball rund 90 000 000, Baseball 60 000 000, Football 45 000 000, Boxen 22 000 000 und Leichtathletik 2 500 000 Zuschauer an.

Schlägt der Amerikaner die Zeitung auf, dann gilt nach der Serie der Comic Strips der zweitnächste Blick der Sportseite, und da wieder suchen die Augen die Berichte von den Baseballspielen der National League und der American League zuerst. Es sind die beiden hochklassigsten Spielgruppen mit den besten, aus Berufsspielern bestehenden Teams, deren Kanonen-Namen dem Sportyankee so geläufig sind wie das Dutzend Spitzenmänner der US-Politik. Und wenn die Spielzeit beginnt, der Präsident der Staaten selbst den Ball zur „Eröffnung" einwirft — eine seit vielen Jahrzehnten vom jeweiligen Staatsoberhaupt geübte Traditionspflicht — dann hat der Wirbel des Championats begonnen, dann wird allerorten zwischen San Franzisko und New York über innings und home runs, über Spielerform und Spielertransfers, über Tips der Manager und die Prophezeiungen der Experten debattiert, dann sitzt man (so man hat) entweder vor dem eigenen Fernsehgerät, um sich Spielszenen vom Feld weg ins Zimmer zaubern zu lassen, oder man geht in die Bar an der nächsten Ecke, die längst schon die „Television" als selbstverständlichen und umsatzerhöhenden Kundendienst in ihren Ausschank placiert hat. New York allein besitzt etliche tausend Bars, die mit solchen Geräten ausgestattet sind.

Die Spannung und die Begeisterung aber überschlägt sich, wenn — wie dies in einigen Wochen wieder der Fall ist — die sogenannten World Series, d. h. die Spiele um das Championat des Landes starten. An den „Series" nehmen die jeweiligen Sieger aus den beiden obengenannten Spielgruppen teil, und diese beiden Teams treten sich in sieben Treffen gegenüber. Wer vier davon für sich zu entscheiden vermag, wird Seriensieger, also Champion des Landes und Weltmeister. In den Tagen dieser Entscheidungen erfaßt nicht nur die Baseballbegeisterten, sondern ganz Amerika das Baseballfieber. Die Begegnungen werden über hunderte von Sendern übertragen, die Schlagzeilen in der Tagespresse stehen auf den Titelseiten gleichrangig neben den wichtigsten weltpolitischen Vorgängen, die, wenn sie Glück haben, in einigermaßen annähernd dicken Lettern gedruckt werden. Richter setzen für einen Augenblick die Verhandlung aus, wenn durch den Jury-Clerk das neueste Resultat in Justitias Hallen eingeschleust wird — ja, und im Vorjahre, als New York der Schauplatz der Series war und zum gleichen Zeitpunkt die UN tagte, ließen die Geschickeverfechter aller Nationen Beschlüsse Beschlüsse, Debatten Debatten und Vetos Vetos sein und pilgerten an einem Nachmittag (richtiger natürlich: rollten in ihren Hochpferdigen) zum Stadion, um sich dem Baseballtrubel zu verschreiben. Vorher hatte der Spielverband sorglich an die UN-Mitglieder eine Broschüre verteilen lassen, in denen das Spiel, seine Wertung, seine Besonderheiten, Stars usw. eine genaue Beschreibung gefunden hatte.

Vor kurzem erst ist des Baseballspiels König, Georg Herman „Babe" Ruth im Alter von 52 Jahren gestorben. Seine Regentschaft fiel in die Zeit der berühmten goldenen Dekade von 1920 bis 1930, in der ihn die ganze Nation als home run king feierte, ihn, den gewaltigsten und sichersten Schläger, den Baseball je gekannt hatte. Als die Nachricht von seinem Heimgang durchs Land ging, war Präsident Truman unter den ersten, die der Witwe „Babes" kondolierten. Ein halbes Hunderttausend defilierte im nächtlichen New Yorker Yankee Stadion, der Stätte seiner großen Triumphe, denn er war ein Mann des Spitzenteams, der „New York Yankees" gewesen, an der Bahre des Toten vorbei, um Amerikas Sportidol den letzten Gruß zu erweisen. Ein ganzes Land war in Sporttrauer. Das ist Baseball in den US, das Spiel, dem sich der Amerikaner mit Leib und Seele verschrieben hat.

Marcel Cerdan wurde Weltmeister

Gar keine Frage, wer in diesen Tagen Europas meistgenannter Sportsmann in zwei Weltteilen war. Zum ersten Mal nach mehr als einem Jahrzehnt ist wieder ein europäischer Boxer der Mittelgewichtsklasse Herausforderer des Weltmeisters dieser Kategorie. Wir meinen Marcel Cerdan, den Stolz und die Hoffnung Frankreichs. Er ist ein weißer Marokkaner, der Marcel. Unter der heißen Sonne von Sidi-bel-Abbes vor 29 Jahren geboren, Europameister seit 1943, 84 mal im Ring gestanden, nach nie k. o. geschlagen und nur einmal nach Punkten bezwungen — dies sind in Stichworten seine „Personalien". Jedes Kind in Frankreich kennt ihn. Und jeder Franzose bangte mit ihm um seine Chance auf einen Welttitelkampf, als Cerdan im Sommer dieses Jahres überraschend seine Europawürde an den Belgier Delannoit in einem Fünfzehnrunder verlor. Und jeder Franzose atmete wieder auf, als Marcel wenige Wochen später dem Belgier in einem zweiten Fünfzehnrunder die Krone wieder abnahm und nun endlich Tatsache werden konnte, worauf Frankreich und sein Europameister seit rund drei Jahren gehofft: der Abschluß eines Weltmeisterschaftskampfes mit Tony Zale, dem Amerikaner.

Und damit wäre Zale dran. Der eisenharte 34jährige, ein unheimlich harter und genauer Schläger, hat seit 1945 drei Titelkämpfe mit seinem Landsmann Rocky Graziano ausgetragen, die von einzigartiger Wucht und Dramatik waren. 1946 schlug er den bulligen, ungestümen und rücksichtslos harten Finger Rocky Graziano in der sechsten Runde k. o. Ein Jahr später nahm ··· ziano in der gleichen Rundenzahl grimmige Revanche. Aber als er sich nach dem Massaker im Besitz der Weltmeisterschaft sah, konnte Graziano seines Titels nicht froh werden. Die New Yorker Boxbehörde sperrte ihn für ihren Wirkungsbereich. Es war nämlich aufgekommen, daß an Graziano vor jenem zweiten Titelkampf ein Bestechungsversuch herangetragen worden war, als er sich auf ein zwischenzeitliches Treffen mit einem gewissen Reuben Shank vorbereitete. Graziano hatte den Versuch abgelehnt, hatte dann weiter eine Verletzung vorgetäuscht, um gegen Shank überhaupt nicht antreten zu müssen, denn das „Odium", in das er wider Willen gekommen war, war ihm nicht minder peinlich gewarden als die Gerüchte, die in der Affäre umgingen. Der Kampf wurde dann auch wegen einer „Verletzung" Grazianos abgesagt. Im Zusammenhang mit dieser Absage und den Gerüchten über den Bestechungsversuch — die natürlich auch der New Yorker Boxbehörde zu Ohren gekommen waren — wurde dann Graziano wegen Nichtmeldung eines Bestechungsversuches gesperrt. Und da nun zum Pech des Weltmeisters außerdem noch bekannt wurde, daß Rocky Graziano (mit richtigem Namen als Rocco Barbella) während des Krieges desertiert war und dafür „Festung" bekommen hatte, war der Salat komplett. Rocky, nun von der Boxbehörde für unbestimmte Zeit suspendiert und ohne Startmöglichkeit im Bereich des Staates New York, wohlgemerkt aber nach wie vor anerkannter Titelhalter im Mittelgewicht, stieg nun im Juni dieses Jahres im Staate New Yersey erneut zur Titelverteidigung gegen Tony Zale in den Ring. Und in diesem Gefecht, dessen Ende Zale auf die Runde genau vorhersagte („In der dritten Runde schlag ich Rocky k. o.!"), blieb Graziano tatsächlich in der dritten Runde für weit über die Zeit geschlagen auf den Planken. Experten an der Ringseite schilderten das finale furioso, das Zale in der dritten Runde „intaniert" hatte, als eine der dramatischsten Begebenheiten in der Geschichte des modernen Faustkampfes überhaupt. Zwar hatte auch Zale in diesen drei Gängen schwerste Bracken einstecken müssen, aber wenn Graziano in seinen Handschuhen Dynamit hatte, dann hatte Zale in den seinen Atomkraft installiert.

Das ist der Mann, dem Marcel Cerdan den Titel durch k. o. in der zwölften Runde entrissen hat. Beeindruckt von der außergewöhnlichen Fitness und Schnelligkeit, die der Franzose in seinem Training auf amerikanischem Boden zeigte, meinte vor Beginn des Kampfes der Exweltmeister im Weltergewicht, Barney Ross, daß Zale, wenn er nicht innerhalb der ersten fünf Runden durch k. o. gewinne, Cerdan auf der restlichen Distanz den alles entscheidenden Schlag landen werde. Die Unterhaltung der beiden rauhen Knaben fand am 21. September in „Roosevelt-Stadion" zu New Yersey statt.

Die Lehrmeister und Weltmeister

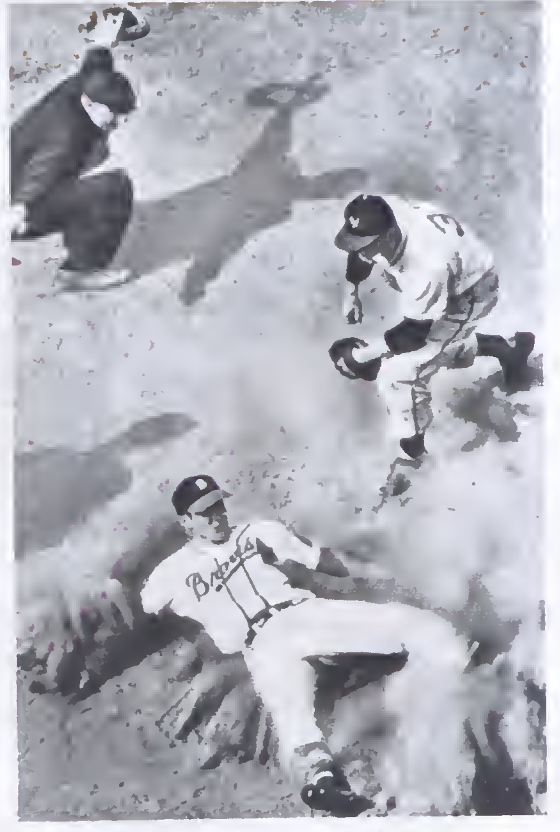
Wenn Englands Finanzminister beim Abschluß des Haushaltes mit Behagen die Summen überprüft, die dem Staatssäckel schöne Pfunde zuführen, dann ruht mit besonderem Wohlgefallen sein Auge immer auf den 600 bis 700 Millionen Pfund, die ihm die Fußballfreunde zuführen, ohne mit der Wimper zu zucken. Denn dies ist der Betrag an Steuern aus den Fußballwetten, die Großbritanniens einnehmendste Persönlichkeit jährlich verbuchen darf. Vor wenigen Wochen hat Englands Fußballsaison wieder begonnen. Nach der Cricket-Saison und deren heurigen besonderen Appell an die Massen (auf englischem Boden wurde die alte Rivalität mit Australien ausgetragen, die die fans viele Wochen hindurch nicht mehr „von den Zehen" kommen ließ), gehört nun das Interesse der Millionen landauf, landab wieder den Kämpfen um die Meisterschaften in den drei Divisionen, den drei großen Spielgruppen oder richtiger, deren vier, da ja die „dritte Liga" in eine Süd- und Nordgruppe aufgeteilt ist. 40—50 000 Zuschauer sind in der ersten Liga, der Vereinigung der spielstärksten Klubs, keine Seltenheit bei einem Treffen, eher schon das Gewohnte. Mit 60 000 Besuchern kann jeder Schlager rechnen, und fällt fällt so ein Schlager auf einen Spielplatz, der nach mehr Begeisterte zu fassen vermag, dann wird auch dort das Stadion buchstäblich randvoll. Den Rest von 10—15 000 zu beruhigen, der dann nicht mehr reingeht, ist Sache der Bobbies . . .

Die hohe Klasse des englischen Berufsfußballs, das reife technische Können der Spieler, ihre kämpferische Härte, Ausdauer, Schnelligkeit und Kombinationskunst hat noch wie von ihresgleichen nicht auf dem Kontinent. Sie sind dessen Lehrmeister geblieben. Selbst die rasant-artistischen Italiener, deren sprühende Spiellaune, Rasse, Energie, technische Brillanz und oft bezaubernder Einfallsreichtum im Zusammenspiel sie zweimal zu FIFA-Weltmeisterehren führte — auch sie reichen an das klare, harte, großlinige und mit unwiderstehlicher Wucht auf den Torerfolg zugeschnittene Spiel der Briten, dieser perfekten Fußball-Athleten, nicht heran. (Wir sprechen hier von den Italienern in ihrer Glanzzeit.)

Nun, da wieder die 88 Klubs der drei Divisionen im Kampf stehen, sind die Namen der besonders populären Vereine Mittelpunkte von Debatten und Gesprächen, um die Chancen und die Punkte, um die Spielerwechsel von Verein zu Verein und die Ablösesummen (Transfers), um die „Späher", die von den Klubs entsandt werden, um auf schottischen oder irländischen Fußballjagdgründen ständig auf der Suche nach Verstärkungen zu sein. Auch in Klubkreisen, in den Pubs, den Büros, im Pennel — kurz, überall wo Fußballanhänger gehen und stehen, nehmen die Debatten kein Ende.

*

Arsenal, der Vorjahrmeister, hatte heuer einen schlechten Start. Das Team der Stunde heißt Portsmouth, und mit ihm sind die Derby County, die Birmingham, Wolverhampton Wanderers, die Newcastle United auch, die mit der Birmingham von der zweiten Liga in die erste Liga aufstieg, die großen Favoriten; und nicht zuletzt gibt man der mächtigen Manchester United Chancen auf den Titel, dem Pokalsieger der Saison 1947/48, der im April dieses Jahres dem Blackpool FC, einem Team von nicht minderer Klasse, das hinreißendste und fußballtechnisch schönste Cupfinal seit Jahren lieferte. Der Cup! Was im Tennis Wimbledon oder der Davis-Pokal, was im Radsport die Tour de France, im Rudern Oxford-Cambridge, das ist im Fußball die Entscheidung um den englischen Pokal, der Schlußpunkt jenes großartigen k. o.-Wettbewerbes, zu dem alle Vereine — auch die Amateurklubs — teilnahmeberechtigt sind. Freilich ist kein Amateurverein je bis in die Entscheidung vorgestoßen. Die Ausscheidungsrunden der Amateurklubs begonnen bereits in der ersten Septemberwoche. Bis zum Start der Klubs der drei Professionaldivisionen, die sich in der ersten Januarhälfte einschalten, ist nur mehr eine Handvoll Amateure geblieben. Nur wenigen gelingt es dann, die Rolle des Hechtes im Karpfenteich als „Gigantentöter" an einem oder zwei Pokaltagen zu spielen. Wenn dann schließlich der Tag des alles entscheidenden Finales in der letzten Aprilwoche herangekommen ist — das traditionsgemäß seit 25 Jahren im Stadion zu Wembley und in Anwesenheit des Königs ausgetragen wird, dann erweist sich die Stätte dieses größten Fußballvolksfestes des Jahres allemal als viel zu klein; denn neben den „nur" 93 000, die Wembley aufnehmen kann, haben 300—400 000 weitere Karteninteressenten Jahr um Jahr keine Chance, mit dabei zu sein.



Szene aus einem amerikanischen Baseballspiel



Schutz einer Baseball-Spielerin gegen Verletzungen im Tor

Aufnahmen Dena Bild (2), Schirner (1)

Als Tony Zale noch Sieger war . . .





Sicherheit schwarz auf weiß

Im nächsten Kriege — es ist das internationale Rote Kreuz, das solche Möglichkeiten unterstellt — im nächsten Kriege also wird es die Zivilbevölkerung besser haben. Die auf der IRK-Konferenz zu Stockholm beschlossene „Magna Charta" zum Schutze der Nichtkämpfer ist zwar größtenteils nur eine Neumodifikation bereits bestehenden Rechts, aber sie stellt dieses Recht mit starker Unterstreichung in einem besonderen Rahmen heraus und ergänzt es durch die rechtliche Fundierung von Auffassungen, die bisher nur in der Nachkriegspraxis bestimmter Gerichtshöfe ihren Niederschlag gefunden haben. Geiselnahme, Deportationen, Zwangsevakuierungen und kollektive Strafmaßnahmen jeglicher Art sollen verboten sein. „Im Kriege", heißt es; die Frage, wie es im Frieden oder einem friedensähnlichen Zustand damit steht, bleibt leider unberührt. Es wäre interessant gewesen, gerade zu diesen Punkten die Stellungnahme einer Macht zu erfahren, die zwar im UNO-Sicherheitsrat den lautstärksten Sprecher stellt und auch am Nürnberger Richtertisch vertreten war, die aber an Rotkreuzkonventionen keinen Anteil nimmt und mit ihren Praktiken der Mitwelt viel zu denken gibt. Die hierdurch bedingte Ausnahme ist nicht minder bedeutungsvoll als gesetzte Regel.

Zu einigem Nachdenken gibt auch das kategorische Gebot Anlaß, den Angriff auf Krankenhäuser und Zugriffe auf das Krankenhauspersonal zu unterlassen. Im Zeitalter der Atomwaffen muß man wohl einiges Gewicht auf die Frage legen, ob der Buchstabe des Gesetzes als erfüllt gilt, wenn der Unsegen von oben 100, 200 oder 1000, 2000 m (es kommt nicht so genau darauf an) von dem betreffenden Krankenhaus entfernt zur Erde niederkommt. Da nicht anzunehmen ist, daß den versammelten Rotkreuzvertretern Wirkungsgrad und -weite der neuen Waffen unbekannt war, muß der tiefere Sinn der Stockholmer Konvention letztlich in einem allgemeinen Verbot des Luftkrieges im Hinterland gesucht werden. Damit wären weitere Bemühungen der Atomkommission eigentlich überflüssig. Was kann denn noch passieren? Das Ziel ist erreicht, denn es steht gedruckt. Und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.



Ufer-Zeichnung Wolfrom Elsner

Herrenvolk

Winston Churchill, der Privatmann (und nur von diesem ist hier die Rede), hatte sich jüngst zum Ferienaufenthalt in einem französischen Dorf angemeldet. Für einen Mann wie ihn hätte wohl die Versuchung nahegelegen, sich zum Mittelpunkt einer feierlichen Empfangsszene zu machen: mit Ehrenjungfrauen und altem Mütterchen, „das es sich nicht nehmen ließ", mit Blaskapelle, Männergesang, Ansprachen, Vivatrufen, Girlanden, Fähnchen usw. Der Gast wollte es anders. Nicht ein Rolls Royce, auch nicht ein edles Roß, nicht einmal Schusters Rappen, sondern ein Esel, obendrein noch ein dortzulande nicht beliebter „Schokoladenesel", war es, der ihn ins Dorf hineintrug. Als ein Sinnbild der Zwanglosigkeit und der lächelnden Selbstironie zuckelte das gute Tier daher, zugleich aber auch als ein stolzes Dokument dafür, daß ein Reiter es sich leisten kann, die Spottlust herauszufordern und den ehrfurchtslosen Pressezeichnern noch auf eigene Kosten Material zu liefern.

Große Männer bei uns oder solche, die es sein wollten, haben sich das niemals leisten können. Kritik verboten, Karikaturen verboten, und jeder Witz ein crimen loesae majestatis. Unsere Posaunisten der Herrenvolktheorie unterlagen dem ständigen Zwang, mehr zu scheinen als zu sein. Das Beispiel des Engländers lehrt, daß in Erinnerung an das Schlagwort vom Herrenvolk ein namensgleiches, inhaltlich aber ganz verschiedenes Ziel anzustreben ist: den Deutschen der großen Masse zum Herrn heranzubilden, ihm die Kunst der Selbstbeherrschung und des Maßhaltens zu lehren, ihm die innere Sicherheit zu geben, die sein Urteil von demagogischen Verlockungen und sein Tun vom Gerede der Leute unabhängig macht. Wer Herr ist, bleibt es auch auf einem Esel. Er bleibt es sogar in Ketten. Keine Regierungsform hat ein Herrenvolk so nötig wie die Demokratie.

Nackter Friede statt nackter Gewalt

Neben dem kalten nun schon wieder ein heißer Krieg, irgendwo dort hinten in der Türkei. Neue Konferenzen, Kommissionen, diplomatische Aktionen und zum Schluß vielleicht auch Konventionen — bis zum nächsten Mal. Die Einsicht ist allgemein, daß man zu andern, noch nicht dagewesenen Mitteln greifen muß, um den Frieden zu stabilisieren. Nichts einfacher als das, sagen die amerikanischen Nudisten. Bekehrt euch zur Nacktkultur und zieht euren Armeen die Uniformen aus, dann wird es unmöglich sein, Freund und Feind zu unterscheiden! Man sollte sich mit dieser „Resolution zur Herbeiführung des Weltfriedens", gegeben zu Mays Landing, einmal ernsthafter befassen, obwohl dabei gegen die Macht einer Gewohnheit anzukämpfen ist, die so alt ist wie das paradiesische Feigenblatt. Wie sähe die Welt so anders aus, wenn man sich nicht mehr durch Farben, Sterne und Litzen, durch Bügelfalten oder Ziehharmonikahosen, Seide oder Kattun voneinander unterscheiden würde! Wie würden die Kremlkonferenzen so anders verlaufen sein, wenn man sich nicht bis an den Hals hin zugeknöpft, sondern offen und frei als Mensch zu Mensch gegenübergesessen hätte! Wird das Problem gelöst, mit der neuen Lehre auch die offenbar paradiesischen Temperaturen von Mays Landing über die ganze Erde zu verbreiten, warum denn nicht? Die neuen Umgangsformen werden sich unschwer bei jenen zehn nackten Wilden erfragen lassen, die als Idealgestalten menschlicher Friedfertigkeit und Gesittung schon seit langem allgemeine Verehrung genießen.

Non olet

Es mag ein Dutzend Jahre her sein, daß Sir Basil Zacharoff an der Riviera das Zeitliche segnete. Den „Waffenkönig" nannte man ihn, der aus dem ersten Weltkrieg als Multimillionär hervorgegangen war und auch in späteren Jahren als Geschäftsmann überall erschien, wo der Frieden verschwand. Mit der rechten Hand kontrollierte er bekannte Rüstungskonzerne und strich phantastische Gewinne ein; mit der anderen machte er mildtätige Stiftungen und nahm dafür einen Adelsbrief entgegen. In Kabinetten und Palästen standen ihm alle Türen offen, und als er starb, zählten Gräfinnen, Prinzessinnen, Herzoginnen zu seinen trauernden Hinterbliebenen.

Solche Erinnerungen drängen sich auf, wenn heute über das Schicksal der Krupp-Direktoren diskutiert wird. Ob sie gefehlt haben, wird umstritten bleiben. Unbestreitbar ist aber, daß es ihnen an dem gefehlt haben muß, was dem internationalen Kriegslieferanten Zacharoff in den Augen der großen Welt so ausgezeichnet hat. Vielleicht hätten sie für alle Seiten zugleich arbeiten müssen. Vielleicht auch haben sie für das Krupp'sche Sozialwerk zu viel und für die Humanität zu wenig getan.

Wer kann's wissen . . .

Tränen um keinen Preis

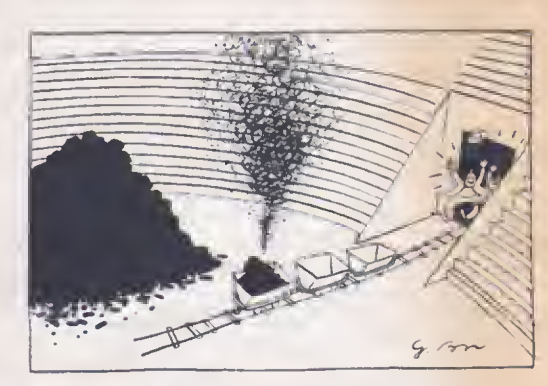
Hollywood hat einen Indianerfilm gedreht, der die Vertreibung der Urbewohner von ihren heimatlichen Bergen in Kalifornien zeigt. Während der Aufnahmen suchte der Regisseur nach einem Indianerkind, das zwecks vermehrter Erzeugung von Rührung herzzerbrechend zu weinen hatte. Er traf auf den „Schwarzen Adler", fünf Jahre alt, mit Filmgesicht und Spieltalent. Getreu den Überlieferungen ihrer Rasse aber weigerte sich die kleine Rothaut hartnäckig, auch nur eine einzige Träne zu vergießen. Regisseur und Star waren verzweifelt. Sie lockten mit Zuckerwerk, mit Geld, Autofahrten, einer Baseballausrüstung — das Indianerkind war nicht weich zu kriegen und mußte schließlich aus der Szene gestrichen werden.

„San Francisco Chronicle" wählt die Überschrift „Kleiner Indianerjunge verliert eine große Chance". Man kann aber auch sagen: „Kleiner Indianerjunge erringt einen großen Sieg". Viele seiner Vorfahren haben schließlich zugegriffen, als ihnen für die bescheidenen, aber wesenseigenen Güter ihrer Überlieferung die materiellen Chancen einer fremden Zivilisation geboten wurden. Sie zahlten drauf: ihre Freiheit, ihre Kraft, ihre Zukunft.

Kostspielige Phantasie

Wenn ein großer Mann stirbt, gewinnen die toten Dinge seiner Umwelt Leben. Sie werden zu einem unvergänglichen Teil seiner selbst. Man betrachtet und berührt sie mit einer Ehrfurcht, als sei es der Sterbliche in Person, man sieht im Geiste, wie er mit diesem Federkiel seine Dramen schrieb, an diesem Klavizimbel seine Sonaten gestaltete, unter diesem Dreispitz als Feldherr Geschichte machte. Sein Glanz liegt auf den Dingen und ein Hauch seiner Persönlichkeit geht von ihm aus.

Aber die Phantasie kennt keine Grenzen, auch dort nicht, wo ihr unser innerstes Empfinden Halt gebieten möchte. So stand im Hause des Olympiers zu Weimar mancher schon vor einem Stuhl, der kein gewöhnlicher Stuhl ist, und rettete sich im Kampf mit eben dieser Phantasie vor einem Knockout nur durch schnelle Flucht. Ganz ähnliche Gefühle ruft eine Meldung hervor, wonach eine Spritze aus dem Feldgepäck Napoleons, die keine Kugelspritze ist, in Sammlerkreisen hoch im Kurse stehe. Der Phantasiepreis von soundsoviel tausend Franken ist nur der kleinste Teil des Preises, den die Phantasie hier fordert. Wo sie beginnt, „das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen", wird aus dem Liebhaber der Herostrat. Ein Zahnstocher von Beethoven, eine Flohfalle des Sonnenkönigs, der Stuhl von Weimar und die Spritze von Paris — solche Prachtstücke aus der Schreckenskammer des Allzumenschlichen mögen kleine Geister glauben machen, an den Sockel der Unsterblichkeit heranzureichen. Je höher ihr Auktionsgebot oder Eintrittsgeld, desto geringer die Aussicht für sie, im Hauch des Großen mehr zu finden als sich selbst.



Kohlen aus der Luft ins Olympia-Stadion: „Das ist JIM!"
Ufer-Zeichnung Gerhard Brinkmann

Plebiszit im Kinderzimmer

Onkel Gallup hat sie gefragt: „Wen hast du lieber, Papa oder Mama?" Und sie haben geantwortet, ihres Rechts auf freie Meinungsäußerung bewußt. „Beide gleich lieb", erklärten 56 v. H., „Mama lieber" 19 v. H., „Papa lieber" 8 v. H. Der Rest wird wohl ohne Meinung gewesen sein, wie es bei Gallup öfter heißt, oder sich aus diplomatischen Gründen der Stimme enthalten haben. Wie dem auch sei, der Papa ist per Saldo nur zweiter Sieger. Es eint sich also der Hosenmatz mit dem Vollbürger in der Abneigung gegen die Exekutive. Man will zwar seine Ordnung und Betreuung haben und liebt die Hand von oben, welche streichelt; die andere aber, die da auf den Tisch oder sonstige Grundflächen haut, wenn man zu dieser Ordnung nicht das Seine beiträgt, wird weniger gern verspürt.

Der pädagogische Sinn der Umfrage ist hierdurch freilich noch nicht aufgeklärt. Soll nun ein Eltern-Wettlauf um die Gunst des Kindes folgen? Wenn Kinder veranlaßt wurden, mit dieser Abstimmung ein Geheimnis vor den Eltern zu haben, wenn kindliche Gemüter in Gewissensnot gestürzt und Elternherzen verwundet wurden, dann erweist sich wohl, daß die Erziehung ganz wo anders beginnen muß. 56 v. H. der Kinderstimmen für „beide", das zeugt auf Seiten der Befragten von einem Taktgefühl an dem die Fragesteller noch viel lernen können.

Fromme Helene

Vor zwanzig Jahren noch die meistberedete Nackttänzerin dieser zivilisierten Welt, will sie nun bei Paris ein Erziehungsheim für katholische Kinder gründen. Josefine B a k e r, schwarzbraune Venus, ekstatische Intrepretin afrikanischer Urwaldbachanale — ei gewiß, man erinnert sich. Die einen wußten sich vor Begeisterung, die andern vor Entrüstung nicht zu lassen. Ja, und nun ist sie beim Papst gewesen, angetan mit dem langen, schwarzen, alles Fleischliche sorgsam verhüllenden Gewand, das die vatikanische Etikette vorschreibt, und hat dort ihre guten Absichten verkündet. So spricht man noch einmal von ihr und denkt über die tiefen Zusammenhänge zwischen biologischen und moralischen Entwicklungsgesetzen ein wenig nach. Dreist und gottesfürchtig — es kommt eins nach dem andern. „Seht, da geht die Helene hin, eine schlanke Büßerin . . ." Die Geschichte wiederholt sich nicht, aber die Geschichten.

Ganze Arbeit

Scotland Yard fahndete nach einem Verbrecher. Zur Identifizierung hatte man nur einen Filmstreifen mit acht verschiedenen Aufnahmen von ihm. Scotland Yard sandte diesen Streifen dem Polizeiamt einer kleinen Provinzstadt, wohin sich der Bandit geflüchtet haben sollte. Schon am nächsten Tag empfing man in London folgendes Telegramm: „Haben sechs der gesuchten Personen identifiziert. Hoffen auch die restlichen zwei bald zu finden."

Prämie auf Titos Kopf

Fortsetzung von Seite 5

dem NKWD begann. Die OZNA verhaftete die von den Russen gekauften Spitzel zu Tausenden. Angeblich sollen im vorigen Jahr 1700 Personen, die für Rußland arbeiteten, von der OZNA liquidiert und über 20 000 in Konzentrationslager gesperrt worden sein. Man kann die Ziffern nicht nachprüfen. Sicher aber ist, daß die Russen, angefangen vom Botschafter Judin und dem Generalmajor Gundurow und geendet bei den einfachen Offizieren der Militärmission, einer beständigen Bewachung unterlagen. Sicher ist auch, daß vom vorigen Herbst ab die Russen dazu übergingen, sich heimlich Vertrauensleute in der Regierung selbst zu schaffen, und daß die beiden Minister Hebrang und Zujewitsch dazu ausersehen schienen, im geeigneten Moment im Auftrag Moskaus in offene Opposition gegen Tito zu treten.

Zu diesem Zeitpunkt erfolgte die Gründung des Kominformbüros, in dem die europäischen kommunistischen Parteien vereinigt wurden. Damals, im Oktober 1947, sah dies als eine entschlossene Gegenmaßnahme gegen den Marshallplan aus. Heute weiß man, daß die Kominform vor allem den Zweck hatte, die Zügel im eigenen russischen Einflußbereich fester anzuziehen. Der inzwischen überraschend verstorbene Generaloberst Schdanow, der mächtigste Mann nach Stalin, nahm diese Aufgabe selbst in die Hand.

Schdanows Rechenfehler

Nie hätte es Moskau zum offenen Konflikt mit Tito kommen lassen, wenn Schdanow, als der erste Generalstabschef des internationalen Kommunismus, mit etwas mehr Psychologie vorausgesehen hätte, wie gewisse Maßnahmen auf dem Balkan wirken müssen. Wenn man die langatmigen Erklärungen, die in diesem Sommer von Kominform und von Tito veröffentlicht wurden, studiert, fällt der abstrakte Schematismus auf, mit dem in der doktrinären, marxistischen Sprache vitale Lebensvorgänge der Völker abgehandelt werden. Diesem Schematismus ist Schdanow erlegen. Er hielt es für ausgeschlossen, daß ein alter Bolschewik wie Tito im Ernst die Vermessenheit aufbringen könnte, sich dem Kreml entgegenzustellen. Im Winter 1947/48 vollzog sich in Belgrad und Sofia eine Entwicklung, deren Konsequenzen in Moskau Zorn erregen mußten. Tito war zu dem Schluß gekommen, daß ihm nur noch die Flucht nach vorwärts vor einem drohenden Schlag des NKWD schützen konnte. Infolgedessen bot er den bulgarischen Kommunisten die Errichtung einer Balkanföderation an, in der Bulgarien, Jugoslawien und Albanien aufgehen sollten. Ein kühner Schachzug, durch den der sich verstärkende Druck auf das Kominformbüro aufgefangen werden sollte. Tito kalkulierte dabei, daß die jugoslawischen Völker seit Jahrzehnten die endliche Vereinigung ersehnen. Seit dem Wegfall der Dynastien gab es keinen ersichtlichen Grund, warum sie nicht vollzogen werden sollte. Tatsächlich gelang es ihm, Dimitroff für diese Idee zu gewinnen, die in Bulgarien viele Anhänger besaß, vor allem den Außenminister Wassilij Kolaroff. Dimitroff, der damals offenbar die Zuspitzung des Verhältnisses der sowjetischen Militärmission und der Partisanengenerale noch nicht übersah, trat öffentlich für die Föderation ein und erhielt durch die Moskauer „Prawda" eine scharfe Rüge. Er beugte sich sofort und erklärte, er habe einen Irrtum begangen. Im Februar vollzog sich auf Schdanows Geheiß der kalte Staatsstreich in Prag. Alles rollte ab, wie vorausberechnet. Benesch leistete keinen Widerstand und trat als ein gezeichneter, müder Mann ab. Der joviale Masaryk ging ihm im Tode voraus. Der reibungslose Ablauf dieser Vorgänge scheint Schdanow darin bestärkt zu haben, daß in der sowjetischen Einflußzone niemand ernstlichen Widerstand leisten werde. Am 16. März wurde die sowjetische Militärmission aus Jugoslawien abberufen. Ein gereizter Briefwechsel zwischen Moskau und Belgrad folgte, der inzwischen veröffentlicht worden ist. Der Ton der russischen Briefe zeigt deutlich, daß Schdanow nicht

Der Springer

Bearbeitet von August Anton Rösch

Partie Nr. 1

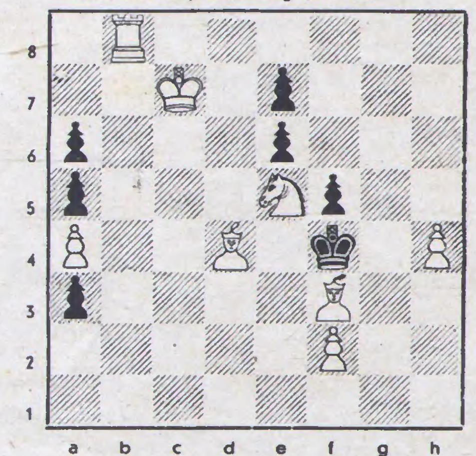
Walter Niephaus, Bad Nauheim, spielt immer auf Biegen oder Brechen. Von der ersten Runde der Deutschen Schachmeisterschaft in Essen bringen wir in Kurznotation eine Kampfpartie, in der Stein-Weißenfels als Nachziehender den kürzeren zog.

Nimzowitsch-Verteidigung

Weiß: Niephaus — **Schwarz: Stein**

1. e4 Sc6, 2. d4 d5, 3. e5 Lf5, 4. Se2 e6, 5. Sg3 Lg6, 6. a3 f6, 7. f4 Le7, 8. Ld3 f5 (befreiendes Spiel ergibt Ld3: um mit f5 fortzusetzen), 9. Le3 Sh6, 10. Sbd2 0—0, 11. Sf3 Sb8, 12. c4 c6, 13. c5! (unterbindet den Vorstoß c7—c5), 13. . . . Sd7, 14. 0—0 Sg4, 15. Dd2 Kh8, 16. h3 Se3:, 17. De3: Tg8, 18. Sh1 Df8, 19. Kh2 Lh5, 20. Sg5 Lg5:, 21. fg5: De7, 22. g4! fg4:, 23. Sg3 Le8, 24. hg4: (Schwarz kann den Angriff auf der offenen h-Linie nicht mehr aufhalten), 24. . . . Sf8, 25. Kg2 Sg6 (besser war Lg6, folgt 26. Lg6:, Sg6:, 27. Sf5! ef5:, 28. gf5:), 26. Th1 Tf8, 27. Sf5! Df7, 28. Taf1 ef5:, 29. gf5: De7, 30. fg6: Schwarz gibt auf, Tf1: gewinnt Weiß in der Fortsetzung T:h7+ Kg8, 32. Th8+ ! Kh8:; 33. Dh3+ und Matt im nächsten Zug.

Problem Nr. 1
Max Dischler, Offenburg (Urdruck)



Matt in drei Zügen

Stellung: Weiß: Kc7, Tb8, Ld4, f3, Se5, Ba4 f2 h4; Schwarz: Kf4, Ba3 a5 a6 e6 e7 f5.

Lösung: 1. La1 Ba2; 2. Tb2 K:e5; 3. Tb4 matt. (Ba4 nötig wegen 1. Lc3 Ba2; 2. La1 Ba4; Tb4 matt.)

daran zweifelte, Tito würde schließlich zu Kreuze kriechen. Zur Beschleunigung der Unterwerfung unterrichtete nun der Kreml die andern kommunistischen Parteien. Der Fall wurde exemplarisch; denn gerade in diesen Monaten war in Moskau der Entschluß gefallen, die bisherige Taktik des internationalen Kommunismus zu ändern, die Volksfrontparole aufzugeben, zu kleinen Eliteparteien, wie sie früher bestanden haben, zurückzukehren.

Der Rebell wider Willen

Als es Tito ablehnte, die für Juni angesetzte Kominformtagung in Sinaia, dem einstigen Schloß der rumänischen Könige, zu beschicken, muß er sich darüber klar gewesen sein, daß er nun den Rubikon überschritt. Schon vordem hatte er Hebrang und Zujewitsch verhaftet, als sie über die Grenze fliehen wollten, um gemeinsam mit dem Chef der jugoslawischen Militärmission in Moskau die neue, der Kominform ergebene Regierung zu bilden. Damit war Tito der Rückzug abgeschnitten. Er mußte den Fehdehandschuh aufnehmen, obwohl er es als nach wie vor überzeugter Marxist nicht wollte. Aus dieser Situation ist die Zwitterstellung entstanden, in der er sich nach heute befindet. Mit dem Kominformbüro und den kommunistischen Nachbarn überworfen, ja mittlerweile tödlich verfeindet, wirtschaftlich seit August immer fühlbarer boykottiert, versucht er trotzdem nach das marxistisch-stalinische Banner hochzuhalten.

Titos Einschätzung der russischen Taktik gibt Fingerzeige für weiter ausgreifende Probleme: Der Gegensatz zu Beneschs Kapitulation im Februar ist deutlich. Hätte Benesch damals dem kommunistischen Druck widerstanden, so wäre Stalin entweder gezwungen gewesen nachzugeben — wenigstens vorläufig — oder er hätte mit der Roten Armee einmorschieren müssen. Tito wußte aus besserer Kenntnis der Verhältnisse, daß der tschechische Staatspräsident einem Bluff erlegen war; denn nichts ist oberflächlicher, als die politische Strategie Stalins mit der Hitlers zu verwechseln. Die Rote Armee wäre im Februar ebensowenig in die Tschechoslowakei einmarschiert, wie sie im Sommer nach Jugoslawien eingerückt ist. Stalinismus ist bisher in keinem einzigen Fall unmittelbarer Eingriff der Roten Armee gewesen — ausgenommen der finnische Winterkrieg 1940/41, der zu einem Fiasko führte. Stalinismus ist die Durchdringung von revolutionsreifen Ländern durch von Moskau gelenkte Elemente.

Hier liegt auch die Gefahr, der Tito jetzt zu begegnen hat. Nicht von ungefähr hat Jugoslawien den ungarischen Kommunistenführer Rakosi und den rumänischen Außenminister Ana Pauker der Konspiration gegen die jugoslawische Regierung bezichtigt. Die Kominform versucht seit einem Vierteljahr den Partisanengeneral durch unzufriedene serbische Kommunisten zu stürzen. Ein Kopfpreis ist auf den Rebellen ausgesetzt. Wer im sowjetischen Einflußbereich auch nur die geringste Sympathie mit ihm zeigt, wird beseitigt, wie der Sturz des Sekretärs der polnischen kommunistischen Partei Gomulka zeigt. Bisher hat es Tito verstanden, diese Anschläge zu parieren. Aber die Drohung mit Trotzkis Schicksal, die Stalin in seinem letzten Brief an Tito gebrauchte, ist unmißverständlich.

„Man kann sein eigenes Land nicht warm lieben, wenn diese Liebe in irgendeinem Ausmoß der zur Sowjetunion entgegengesetzt ist", sagte der vom Kreml nach dem Ausbruch des Titokonflikts nach Bulgarien entsandte Kommunist Tscherwenkow. „Wir lieben die Sowjetunion, das Land des Soziolismus", heißt es dagegen in der Einleitung des von Belgrad veröffentlichten Briefwechsels Tito—Stalin, „aber unter keinen Umständen kann man sein eigenes Land weniger lieben." Diese Formulierungen enthalten die Spannweite des Konflikts.

Es ist klar, daß Tito auf die Dauer nicht in der Zwischenstellung verharren kann, die er jetzt — unfreiwillig — zwischen dem Kreml und dem Westen einnimmt. Wie immer aber das jugoslawische Drama sich nach dem Tode von Titos erbittertstem Feinde Schdanow entwickeln mag, es wird auf die kommunistisch regierten Länder Zwischeneuropas große Rückwirkungen haben. Tito mag fallen, der Nationalismus im kommunistischen Gewande, den er entgegen der Moskauer zentralistischen Uniformität verkörpert, wird weiter wirken, wieviel man auch „säubern" mag.

Göring aus der Nähe gesehen

Fortsetzung von Seite 9

Ich habe dann öfter die Geste beobachtet, mit der Göring Schriftstücke beiseite legte, die ihm öngstlichere Gemüter verpflichtelen. Da war das Bündel Liebesbriefe, die der Varkämpfer arischen Rossenstalzes, Alfred Rasenberg, an seine rathaarige, schöne jüdische Freundin Lisette Kohlrausch geschrieben hatte. Auf die flehentlichen Bitten Rosenbergs ließ er die verhaftete Dame frei, nachdem er sich an deren Geständnissen über den Liebeseifer des lichten Enthüllers der jüdisch-etruskischen Sexualgreuel geweidet hatte. Dafür verzichtete Rasenberg endlich auf seine dilettantischen Einmischungen in die deutsch-schwedische Außenpolitik, die ihm Göring biller verdacht hatte. Rasenberg „spurte" nach in Görings Sinn, als er Reichsminister für die russischen Gebiete gewarden war.

Der Verkünder der Brechung der Zinsknechtschaft, Gottfried Feder, schwieg van Stund an, als Göring in seiner Gegenwart die Niederschriften seines Farschungsamtes über das belauschte Liebesleben Feders in seinen Schubkasten plazierte. Es gehörte dozu auch die Akte über den Prozeß gegen Ribbentrop auf Zahlung des für die adelige Adoption versprochenen Betrages.

Das war der Unterschied zwischen Göring und seinem Meister Hitler, daß Göring sich seine Trabanten durch Furchteinflößen und Bedrohen mit der dunklen Vergangenheit gefügig machte, während Hitler, klüger und großzügiger, sich die widerstrebenden Geister zu freudiger Mitarbeit verpflichtete, indem er die Flecken auf ihren Westen übersah und vergaß.

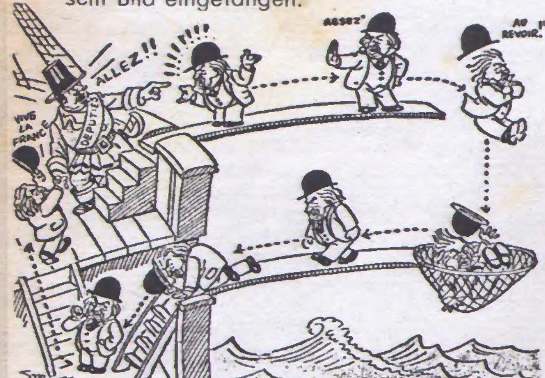
Göring forderte eines Tages mit allen Zeichen der sittlichen Entrüstung, daß ich ihm Frau von D. vorführe. Sein „Forschungsamt", das infolge seiner Ausstattung mit den modernsten Abhörgeräten eine intensive Kenntnis des Berliner Tratschs vermittelte, hatte ihm schwarz auf braun (es waren die braunen Blätter der Abhörstelle) den Beweis erbracht, daß diese Dame nicht nur aus den Gesprächen mit dem verehrten Führer Tips bezog, die sie mit ihrem Freund, dem Gauleiter Kube und dem Brecher der Zinsknechtschaft, Gottfried Feder, für geschäftliche Unternehmungen benutzte, sie hatte auch gewerbsmäßig die Vermittlung der Bekanntschaft mit dem Führer betrieben. Da hatte in einem Fall die Vermittlung eines Händedrucks gelegentlich einer Teestunde bei der geschäftstüchtigen Dame, den der anwesende Fotograf festgehalten hatte, einem rheinischen Großindustriellen ganze tausend Reichsmark gekostet. Göring konnte die Komik in der Sache nicht erkennen und ich will die Sätze nicht ausspinnen, die mit der hysterischen Ohnmacht der eleganten Fünfzigerin einen vorläufigen Abschluß in Görings Villa fand, als der schnuppernde junge Löwe, der Göring vom Berliner Zoo geschenkt worden war, sich an die Scheintote heranschlich und sie durch die Berührung ihres Gesichtes mit seiner borstigen Schnauze zu schreiendem Leben erweckte. Ich mußte mir bei diedem Auftritt vorhalten, daß ich mich nicht am Hof eines Renaissancefürsten oder persischen Großkönigs befand, sondern im Berlin des Jahres 1933.

Semper idem
Immer das Gleiche

„Das Ufer" findet Probleme von Heute in Karikaturen der Vergangenheit



„Können wir uns fernhalten?", so fragte sich Amerika schon vor 25 Jahren. Der Alpdruck einer europäischen Wirtschaftskatastrophe — „Economic Chaos" — wurde damals von dem Karikaturisten des Courier-Journal in Louisville in diesem Bild eingefangen. (1923)



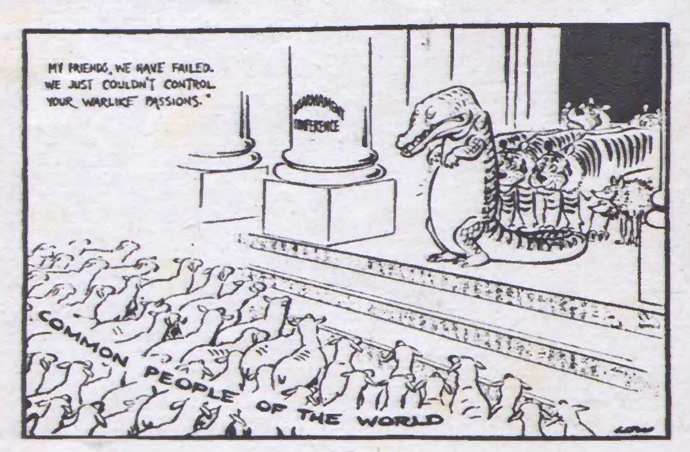
Ministerkrisen in Frankreich! Aber Minister gehen und kommen wieder, damals wie heute. So sah es zum Beispiel nach dem „Daily Expreß", London, aus, wenn damals Briand über Bord gehen mußte. (1925)



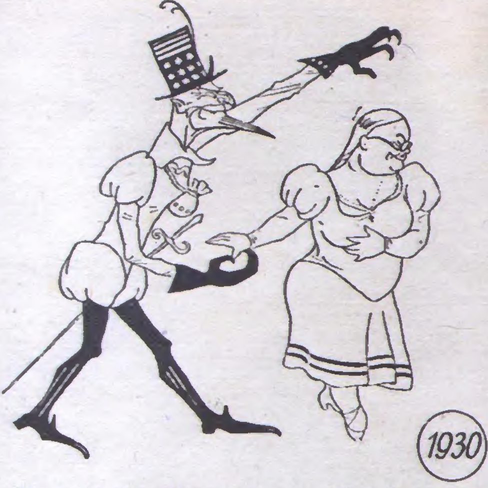
Eine Frage, die sich einsichtige Franzosen schon vor 21 Jahren vorlegten: Wird Europa seine „große Mauer" gegen den neuen Hunnensturm errichten? So zu sehen in „Le Rire", 1927, in Paris. (1927)



Europapläne waren den Machthabern im Kreml stets ein Dorn im Auge. Hier karikiert die Moskauer „Prawda" 1930 die Idee des französischen Staatsmannes Briand zur Bildung der Vereinigten Staaten von Europa. Sie zeichnet ihn, wie er als Reklame sein eigenes Ebenbild in Gestalt der Freiheitsstatue der Vereinigten Staaten voranträgt und wie von der Fackel die Strahlen gegen die Sowjetunion ausgingen. (1930)



Die kriegerischen Instinkte der Völker waren schon zu einer Zeit, da Hitler gerade erst ans Ruder gekommen war, mächtiger als das Friedenswerk der Abrüstungskonferenz in Genf geworden. Der Karikaturist Low in „The Nation", New York, 1934, läßt ein Krokodil an der Spitze der Raubtiere der Welt dem übrigen Getier, dem einfachen Volk, erklären: „Wir sind gescheitert, es ist uns eben nicht gelungen, eure kriegerischen Instinkte in Schach zu halten." (1934)



(1930)

Deutschland schien schon zur Zeit Brünings dem amerikanischen Kapital zu erliegen: Mephisto umgarnt Gretchen. Kritisch beobachtete diese Entwicklung schon 1930 die Moskauer „Prawda".



(1932)

Die Apokalyptischen Reiter der Weltkrise, die die Namen Krieg, Zölle, Tribute und Goldknappheit tragen, jagen nach immer über die Erde. Die Erde mag nicht mehr ganz so heftig unter dem Tritt ihrer Hufe erbeben; aber die große, tiefe Erschütterung, die sie ins Leben der Menschheit gebracht haben, bewegt noch uns alle. Die Post-Dispatch, St. Louis, sah sie bereits schon 1932 durch Fitzpatricks Brille.





Eine unheimliche Kralle aus Hammer und Sichel griff nach dem europäischen Frieden — in der Sicht des Popolo d'Italia in Mailand — damals 1936.



Aus Privatbesitz dem „Ufer“ zur Verfügung gestellt

PADUA: „Der Blumenstand“ — ein Bild, das Hitler veranlaßte, die Ausstellung „Junge Kunst in Wien“ 1943 zu verbieten